



medico international

rundschreiben  
02 | 09

[www.medico.de](http://www.medico.de)

vamos por  
mas victorias!



**Nicaragua reloaded**

Erfahrungen - Projekte - Ausblicke

# Inhalt

- 03 Editorial
- 04 Kommentar | Sprache und Ausschluss
- 07 Stiftungs-Symposium | Die Verdammten
- 08 Mali | Zurückzukehren ist etwas anderes als zu bleiben
- 12 Palästina | Die Letzten waren die Ersten
- 15 Sri Lanka | Vom Triumph der Sieger umzingelt
- 18 Erinnerung | Ein Jahrhundertleben
- 18 Paul Parin | Wieviel Heimat braucht der Mensch?
- 22 stiftung medico international | Zustiftungen gesucht
- 24 Projekte – Projektionen | Brasilien, El Salvador, Simbabwe
- 26 Nicaragua | Zwischen Emanzipation und Autoritarismus
- 31 Nicaragua | Herzoperation mit Machete
- 33 Palmerita I | Das schwierigste Projekt
- 35 Palmerita II | Zwei Lebenswelten
- 38 medico aktiv
- 40 medico Materialliste
- 42 Hinweise / Impressum

**Titelbild:** Sandinisten feiern am 19. Juli 1979 in Managua den Sieg über die Regierungstruppen.  
Foto: picture alliance/dpa



**Liebe Leserinnen und Leser,**

„Du musst tun, was du tun musst“, sagt Che Guevara zu einem jugendlichen Anhänger der kubanischen Revolution in einer New Yorker Küche, und damit ist in Steven Soderberghs Film „Che – Revolución“ ausgesprochen, mit welcher Haltung man auf historische Ereignisse und darin handelnde Personen auch schauen kann. Nämlich möglichst nah an dem Prozess, in dem sich die handelnden Menschen damals befanden, und eben das taten, was sie glaubten, tun zu müssen. Ohne Pathos, ohne Überhöhung, ohne den Anfang der Geschichte von ihrem Ende aus zu erzählen. Mancher Diskussion um die Studentenbewegung von 1968 wünschte man einen solchen nüchternen und genauen Blick statt der identitären Selbstlegitimationen, die in diesen Diskussionen so häufig das Verständnis dafür verstellen, warum Menschen damals politisch radikal dachten und handelten.

Ähnlich wie bei der kubanischen Revolution haben auch in Nicaragua vor 30 Jahren junge Studenten, junge Akademiker und Bauern, die nicht einmal lesen und schreiben konnten, mit Wagemut und Handlungsbereitschaft einer unerträglichen Diktatur ihr Ende bereitet. „Revolutionen kann man nicht planen, sie leben vom Idealismus und Improvisationsgeist“, sagte kürzlich Sergio Ramírez, der nicaraguanische Schriftsteller und einst einer der führenden Sandinisten. Wir schauen in diesem Heft auf 30 Jahre nicaraguanische Revolution zurück. Mit kritischem Blick und doch mit der Erinnerung, dass es gute Gründe gab zu handeln und sich für Weltveränderung einzusetzen. Daran lohnt es sich zu erinnern. Denn veränderndes Handeln tut wieder not. Die nicaraguanischen Revolutionäre, die Sandinisten waren das Objekt unserer Solidarität damals. Auch weil sie diesen anderen Weltentwurf hatten. „Ich glaubte, Liebe, Freigiebigkeit und Solidarität würden reichen, die Welt zu verändern“, so Ramírez.

Heute stellt sich die Frage nach dem Tun, was getan werden muss, und nach denen, mit denen wir solidarisch sind, neu. Die Handelnden stehen vor einer ganz anderen Herausforderung als die Sandinisten damals, die einen klaren, wenn auch brutalen Feind, und eine Option der Veränderung besaßen. Diese „Solidarität in der Krise“ war das Thema des Symposiums der medico-stiftung, das wir Ende Mai in Frankfurt durchgeführt haben. Und das zeigt sich auch in den Interviews und Gesprächen mit Akteuren, mit unseren Partnern aus Mali, dem Gaza-Streifen und Sri Lanka, die wir aus diesem Anlass in diesem Heft veröffentlichen. Was darin an Alternative sichtbar wird, ist kein Sturz eines Diktators, keine basisdemokratische Verklärung politischer Prozesse, sondern das, was unser kürzlich verstorbener Freund und Berater, Paul Parin, uns zum 40. Gründungsjubiläum mitgab: Es ist viel erreicht, wenn es gelingt zu zeigen, dass es auch anders geht.

Herzlichst  
Ihre Katja Maurer



# Sprache und Ausschluss

Über die Krux der Verständigung

Von Thomas Gebauer

**E**ine gute Idee droht zu scheitern! Eine, die in Plenarreden und auf Kirchentagen immer wieder beschworen wurde und doch weitgehend folgenlos geblieben ist: im Globalen wie im eigenen Land. Ganz offenkundig verliert die Idee des Dialoges, mit der sich noch vor Kurzem so große Hoffnungen verbunden haben, wieder an Überzeugungskraft.

Wer sich von der Vielzahl der Gespräche, Gipfel und Zusammenkünfte, die heute zwischen den Kulturen und im Nord-Süd-Verhältnis geführt werden, den Blick nicht verstellen lässt, erkennt, dass es noch immer weniger um Verständigung geht als um die Behauptung des jeweils Eigenen. Kaum einmal stehen reale Machtverhältnisse und die damit einhergehenden Privilegien zur Disposition. Nicht der Ausgleich zwischen divergierenden Interessen steht auf der Tagesordnung, sondern deren Durchsetzung. Mit einer immer offener zutage tretenden Identitätspolitik soll das eigene Lager zusammengeschweißt und die Missachtung der Anderen gerechtfertigt werden. Was Wunder, dass die Segregation der (Welt)-Gesellschaft wieder zunimmt – allen Bemühungen um Dialog zum Trotz.

Es war der 1961 verstorbene Psychiater, Revolutionär und Kulturtheoretiker Frantz Fanon, der deutlich machte, wie schwer, ja unmöglich die Verständigung zwischen Menschen fällt, wenn sie auf der jeweils anderen Seite des Abgrunds stehen. Wie, so fragte Fanon mit Blick auf den damaligen europäischen Kolonialismus, sollte denn auch Verständigung möglich sein, wenn die einen die anderen gar nicht als Menschen betrachteten?

Ausgangspunkt für Fanons Kritik waren seine Erfahrungen als Arzt in der französischen Kolonialverwaltung in Algerien. Fanon wusste, wovon er sprach. Er studierte das Unverständnis, mit dem seine Kollegen auf die nordafrikanischen Patienten reagierten. Da Letztere kein eindeutiges organisches Krankheitsbild zu schildern vermochten, galten sie den Ärzten als eingebildete Kranke, die aus Faulheit in Behandlung kamen. Die Ärzte waren nicht imstande, das diffuse Leiden der Patienten als eine völlig normale Antwort auf eine zutiefst inhumane Kolonialgesellschaft zu entschlüsseln. Sie diagnostizierten ein „nordafrikanisches Syndrom“, das ihnen als Bestätigung ihrer rassistischen Vorurteile diente. Letztlich misslang die Verständigung, weil man über keine gemeinsame Sprache verfügte, die die kolonialen Machtverhältnisse zu erfassen vermochte.

Seit der Phase der Entkolonisierung sind viele Jahrzehnte vergangen – und mit ihnen auch die Zeiten einer nachkolonialen Verständigung. So fragil das Bemühen



um Ausgleich auch immer gewesen war, mit der globalen Entfesselung des Kapitalismus wurde es wieder zunichtegemacht. Dabei stehen die neuen Trennungen den kolonialen in nichts nach. Der Spaltung der Welt in einen wirtschaftlich, politisch und kulturell dominanten globalen Norden auf der einen Seite und die Zonen des Elends und der Demütigung im globalen Süden auf der anderen hat erneut jede Verständigung schwierig, ja unmöglich gemacht. Die Entwicklung einer gemeinsamen Sprache, wie sie zuletzt von Jürgen Habermas nach den Terroranschlägen vom 11.9.2001 angemahnt wurde, ist ausgeblieben, vielerorts durch eine fatale Sicherheitspolitik bewusst hintertrieben worden.

Zu den empörenden Entwicklungen im Nahen Osten gehört fraglos auch die planvolle Verhinderung der Kommunikation zwischen der palästinensischen und der israelischen Bevölkerung. Seit es die Mauer gibt, interessiert es auf israelischer Seite kaum noch, wie es den Leuten auf der anderen Seite geht. Vielen gelten die Palästinenser nur noch als Sicherheitsrisiko. Doch

auch den Palästinensern fehlt nun der Kontakt zur anderen Seite. Immer weniger können sie begreifen, dass es auch Israelis gibt, die mit der Politik ihrer Regierung nicht einverstanden sind.

Angesichts solchen Auseinanderdriftens von habituellen Wahrnehmungen und Denkweisen, angesichts der immer unversöhnlicher sich gegenüberstehenden jeweiligen kulturellen und politischen Erzählstränge ist das weitgehende Scheitern der UN-Nachfolge-Konferenz gegen den Rassismus, die kürzlich in Genf stattgefunden hat, nicht eigentlich verwunderlich. Gerade Deutschland hat durch sein Fernbleiben deutlich gemacht, wie wenig es bereit ist, andere Erfahrungswelten und Narrative zur Kenntnis zu nehmen und gemeinsam mit anderen um eine neue Sprache zu ringen.

So oft von Verständigung heute geredet wird, so wenig steht sie wirklich auf der Agenda. Das zeigt auch das skandalöse Geschehen rund um den diesjährigen Hessischen Kulturpreis. Mit ihrer Entscheidung, Navid Kermani den bereits zugeordneten Preis wieder abzuerkennen, lässt die Hessische Landesregierung keinen Zweifel daran, dass sie die Begegnung mit dem Fremden noch immer zuallererst als dessen Unterwerfung versteht. Offenbar dürfen Muslime erst dann gemeinsam mit christlichen Würdenträgern ins Rampenlicht, wenn sie zuvor der Kritik abgeschworen haben, die der Islam aus theologischer Sicht nun mal am Kreuz führt.

Zugleich verdeutlicht das Geschehen rund um den Hessischen Kulturpreis auch, wie subtil sich Identitätspolitik ereignet. Religionskritik und so auch die Kritik am Kreuz ist nie nur eine Sache von außen gewesen, sondern kam in den vergangenen Jahrhunderten ja gerade aus dem eigenen Lager. Ohne Säkularisierung keine Aufklä-

rung, ohne Religionskritik keine Geschichtsphilosophie, die den Menschen in den Mittelpunkt stellte, keine Psychoanalyse und auch keine moderne Literatur. Das Verblasen der Religion im Zuge von Aufklärung haben Amtskirche und weltliche Macht immer mit Argwohn betrachtet. Da trifft es sich, wenn nun der Widerspruch im eigenen Lager nach außen entsorgt werden kann, indem man den Muslim zum Träger der Kritik macht. Identitätspolitik par excellence.

Die Folgen solcher Polarisierungen sind weitreichend. Würde man heute die hiesige Öffentlichkeit zu ihrer Meinung über die somalischen Piraten, die Jugendbanden El Salvadors oder die radikalen Paschtunen in Afghanistan befragen, es kämen vermutlich allerlei Zuschreibungen zum Vorschein, aber wenig Verständnis: Von

„Chaoten, Terroristen und Kriminellen“ wäre die Rede, und kaum jemand könnte erkennen, wie es die eigenen Lebensumstände sind, die das Verhalten der vermeintlichen „Chaoten, Terroristen und Kriminellen“ auf so unheilvolle Weise mit verursachen.

## **Die Begegnung mit dem Fremden wird noch immer zuallererst als dessen Unterwerfung verstanden**

Wie zu Zeiten Fanons verdichtet sich heute wieder jenes manichäische Weltbild, das die Welt schon immer in Licht und Finsternis gespalten sah: Nur scheint es heute weniger die Behauptung eines Gegensatzes von Humanismus und Barbarei zu sein, der die Welt spaltet, als vielmehr der zwischen Privilegierten und Ausgeschlossen. Wie selbstverständlich genießen die einen das Gros des weltweiten Reichtums, den sie den anderen – aller Menschenrechtshetorik zum Trotz – vorenthalten. Die Sprache, die solche Gegensätze rechtfertigt, ist die Sprache des Neoliberalismus, die zur Begründung des sozialen Ausschlusses nicht unbedingt mehr auf rassistische Zuschreibungen zurückgreifen muss. Heute reicht der Verweis auf ein vermeintliches Versagen der Anderen. Sie seien an ihrem Ausschluss selbst Schuld, weil sie ihre Chance einfach nicht genutzt hätten.

„Wenn jeder an sich denkt, ist auch an alle gedacht“, lautet die zentrale Botschaft des Neoliberalismus, die ebenso wie Maggie Thatchers berüchtigter Spruch „There is no such thing as society“ keine Zweifel daran lässt, dass der Neoliberalismus längst jeden Begriff des Sozialen verloren hat und deshalb auch kein Verständnis für die Anderen mehr entwickeln kann.

So wie Fanon klargemacht hat, dass der Humanismus seiner Zeit nicht nur den Gegensatz zum europäischen Kolonialismus bildete, sondern beide – vermittelt über den Rassismus – aufeinander bezogen waren, so gilt es heute zu erkennen, dass es die irre Idee totaler Eigenverantwortung ist, die Reduzierung allen Lebens und aller Lebensbereiche auf unternehmerisches Handeln, die den immer krasser zutage tretenden Gegensatz zwischen der Betonung universeller Menschenrechte und dem faktischen Ausschluss von Menschen zulässt.

Um der nachkolonialen Verständigung den Boden zu bereiten, hat Fanon die Sprache des Kolonialismus angegriffen. Ebenso müsste heute zuallererst mit der Sprache des Neoliberalismus ins Gericht gegangen werden, soll die Idee des Dialoges noch eine Chance haben. Es ist höchste Zeit, eine neue Sprache zu finden, die Macht und Herrschaft in der gegenwärtigen Weltordnung zu beschreiben vermag. ■



# Die Verdammten

In Erinnerung an Frantz Fanon beschäftigte sich das Symposium der stiftung medico international 2009 mit Formen von Ausgrenzung und Entrechtung heute.

In der Abschlussrunde des Tagessymposiums der medico-Stiftung am Freitag vor Pfingsten wies die Journalistin Bettina Gaus darauf hin, dass es nicht um Information gehe. Denn was in der Welt geschehe, wüssten die Menschen. Und wenn sie es nicht wissen wollten, so könne man auch dafür Verständnis haben. Auch Appelle seien keine Form der Kommunikation, um die Öffentlichkeit wachzurütteln. Für eine Hilfsorganisation, die dort arbeitet, wo die schlechten Nachrichten der Welt entstehen, eine traurige Feststellung. Wenn es also nicht mehr um Kenntnisse geht, dann stehen wir vor der Aufgabe, Haltungen und Handlungsmöglichkeiten zu entwickeln. Das eröffnet vielleicht auch den persönlichen Horizont für weiteres Zurkenntnisnehmen. Auf den folgenden Seiten dokumentieren wir deshalb nicht die Reden des Symposiums, sondern die Themen, die dort verhandelt wurden. Und es reden nicht wir, sondern die, die sich in den Ausschlusszonen heute bewegen und darin handeln. Mahamadou Keita aus Mali, Erfan Abu Khousa aus dem Gaza-Streifen, Shamila aus dem tamilischen Norden Sri Lankas.



Wenn Sie die Reden und Debatten des Symposiums selbst noch einmal nachhören wollen, finden Sie die Beiträge auf unserer Website: [www.medico.de](http://www.medico.de)

# „Zurückzukehren ist etwas anderes als zu bleiben“

Der Alptraum Abschiebung endet nicht im Herkunftsland

Mali zählt zu den ärmsten Ländern der Welt; etwa vier Millionen der 13 Millionen Malier leben nicht in ihrer Heimat, geschätzte 150.000 arbeiten ohne Papiere in Europa und sind verstärkt von Ausweisung bedroht. Mahamadou Keita ist Generalsekretär der Association Malienne des Expulsés (AME), der mali-schen Organisation der Abgeschobenen. Nachdem er selbst viele Jahre in Paris als „Papierloser“ gelebt hatte und dann 2005 wieder nach Mali ausgewiesen wurde, trat er 2006 der AME bei. Die Selbsthilfegruppe betreut Menschen, die aus Europa und afrikanischen Ländern abgeschoben wurden, bei ihrer Ankunft in Mali. Sie bietet den Deportierten bis zu drei Tagen Unterkunft und vermittelt den Kontakt zu Familien und zu benötigter Gesundheitsversorgung.



Foto: medico

**medico: Monatlich kommen zwischen 45 und 50 Ausgewiesene am Flughafen Bamako in Mali an. Was erwartet sie bei ihrer Ankunft?**

M. Keita: Ein Abgeschobener hat fünf, zehn, manchmal zwanzig Jahre in Europa verbracht. Dennoch setzt man ihn einfach in ein Flugzeug Richtung Bamako. Dabei gibt es hier für niemanden einen sozialen Beistand. Manchmal kommen Leute an, die psychische Probleme haben. Andere wurden von der Polizei in Europa verletzt oder sind chronisch krank, brauchen zum Beispiel Diabetes-Medikamente. Die malische Polizei steht zwar an der Gangway und nimmt Name und Adresse auf, dann aber überlässt sie den Deportierten sich selbst.

**Was ist deine Aufgabe als Mitarbeiter der AME?**

Ich stehe jeden Abend am Flughafen und warte auf diejenigen, die abgeschoben wurden. Ich frage sie, wo sie wohnen und versuche ihre Familien zu finden, wenn der Abgeschobene nicht weiß, wie er sie erreichen kann. Wir haben eine formelle Kooperationsvereinbarung mit einem Krankenhaus. Dorthin bringen wir die Kranken. Andere, deren Familien nicht in der Nähe leben, können einige Tage lang bei uns unterkommen. Danach organisieren wir die Fahrt zur Familie. Oft verstehen die Familien nicht, warum ihr Verwandter abgeschoben wurde. Sie denken dann: Vielleicht hat er gestohlen und ist ein Krimineller. Ich übernehme die Vermittlung und erkläre den Familien der Abgeschobenen wie die Gesetzeslage ist. Jeder, der keine Papiere hat, kann abgeschoben werden, so sind die deutschen und die französischen Gesetze. Es gibt keinen Grund, jemanden zu verstoßen, weil er abgeschoben wurde.

### **Überzeugst du die Familien?**

Ja, sie nehmen ihren Verwandten wieder auf. Aber mit der Zeit beklagen sie sich, dass ihr Verwandter kein Geld hat, eine zusätzliche Last sei und im Dorf unnützlich. Die Familien üben Druck auf ihn aus, damit er nach Europa zurückkehrt. In solchen Situationen unterstützen wir ihn.

### **Wollen alle zurück in ihr Dorf?**

Die meisten möchten zuerst nicht zurück zu ihrer Familie ins Dorf. Ich gebe ein Beispiel. Ich selbst habe 14 Jahre in Paris verbracht. Dort gab es Elektrizität. Ich konnte nicht sofort in ein Dorf gehen, in dem es noch nicht einmal Licht gibt. Das geht vielen so, denke ich. Dazu kommt die Scham. Im Dorf kennt jeder jeden, man fragt sich: Der Typ wurde doch nach Europa geschickt, warum

ist er wieder da? Plötzlich findet man sich allein wieder. Ich kenne einige, die in ihre Gemeinden zurückkehrten und sich dort verzweifelt das Leben nahmen.

### **Die AME möchte die psychologische Betreuung intensivieren. Worauf reagiert ihr dabei?**

Viele Menschen, die abgeschoben werden, haben psychische Schwierigkeiten: Jemand läuft barfuß herum und ruft: hallo, hallo. Ein anderer lacht vor sich hin oder telefoniert mit sich selbst. Es sind Menschen, die ihre Abschiebung nicht verkraften. Ohne Hilfe lässt sich eine Abschiebung kaum verarbeiten. Wir erklären ihnen die Situation, sprechen Mut zu, helfen dabei, die Zeit rumzukriegen. Bisher haben wir für die psychische Betreuung keinen offiziellen Partner. Wir sind darüber aber mit medico im Gespräch.

### **Wie sind die Zukunftsaussichten der Abgeschobenen?**

Der Großteil hat in Europa in einem Beruf Erfahrungen gesammelt. Ich selbst habe in Paris in der Gastronomie gearbeitet. Wenn ich das Geld hätte, könnte ich in Bamako ein Restaurant eröffnen. Die Schwierigkeit liegt woanders. Ich bin nicht zur Schule gegangen, ich habe keinen Abschluss. So ist es schwierig, zum Beispiel in einem Restaurant eine Anstellung zu finden. Sonst funktioniert das über persönliche Bekanntschaften. Was den Abgeschobenen fehlt, ist eine Arbeitsmarktpolitik in Bamako.

### **Gibt es einen Rechtsbeistand?**

Wir haben einen Rechtsanwalt, mit dem wir zusammenarbeiten. 2007 wurden dank seiner Beratung sechs Personen zurück nach Paris gelassen.

Sie waren ohne richterlichen Beschluss abgeschoben worden....

### **Eine wirklich kleine Zahl...**

Ja, es ist wirklich nicht einfach. Wir unterstützen die Menschen dabei, ihre Rechte einzufordern, wenn der französische oder der deutsche Staat sie abgeschoben hat. Die AME kann in Mali helfen, aber nicht in Frankreich.

### **Arbeitet die AME auch auf der politischen Ebene?**

Die Zusammenarbeit mit medico hat uns auch die Kapazitäten eröffnet, politisch Einfluss zu nehmen. Die AME wendet sich an das politische Establishment Malis, um den Parlamentariern die Bedingungen der aus Europa Abgeschobenen verständlich zu machen. Allmählich finden wir auch Gehör. So hat dank unserer Aktionen und unserer Lobbyarbeit das CIGEM, das *Centre d'Information et de Gestion des Migrations*, das von der EU in Bamako gegründet wurde, begonnen, seine Politik zu revidieren.

### **Welche Absicht verfolgt das „EU-Zentrum für Migrationsfragen“ in Bamako?**

Ziel der Europäischen Union war es, eine Behörde in Bamako zu schaffen, die die Migration eindämmt. Mali ist ein Transitland, viele West- und Zentralafrikaner, die in andere Länder emigrieren, reisen über Mali. Das Konzept war, Arbeitsplätze zu schaffen, um illegale Migration zu verhindern.

### **Wie konnte diese Behörde ihre Politik ändern, da sie doch von der EU finanziert wird?**

Das CIGEM sollte die Migration

verhindern, also jene zurückhalten, die ausreisen wollen. Das aber wird niemals gelingen. Das Zentrum in Bamako wurde vor mittlerweile neun Monaten eröffnet. Seitdem haben sich 600 bis 700 Personen registriert und niemand weiß, was mit ihnen denn passieren soll. Irgendwann verstand man offenbar im CIGEM, dass die gleichen Menschen, die abgeschoben werden, auch jene sind, die illegal wieder in die EU einreisen. Das Programm vollzog eine Kehrtwende. Man gestand sich ein, dass man sich zuerst um die Zurückgeschickten kümmern sollte. Außerdem haben die meisten Abgeschobenen in Europa Berufe gehabt. Warum sollte man sich deren Fähigkeiten nicht zunutze machen? Daher will sich das CIGEM jetzt wie die AME auch um Abgeschobene kümmern. Die EU-Behörde hat uns und zehn weiteren Organisationen Gelder und Mitarbeit angeboten. Wir haben das aber abgelehnt, denn was CIGEM uns zahlen will, wird zum Großteil von medico getragen. Wir werden gegenüber dieser Behörde keine Rechenschaftsberichte über unsere Projekte ablegen. Denn es ist klar, dass das CIGEM keinen Kampf für die Abgeschobenen führt. Wir bleiben unabhängig und lassen uns nicht vereinnahmen.

### **Hat die globale Finanzkrise Auswirkungen in Mali?**



Abschiebung innerhalb Afrikas: Auf Wunsch der EU fliegt Marokko Migranten nach Mali aus.



Eine gute Frage: Bei uns weiß kaum jemand von dieser Wirtschaftskrise. Wir leben ständig in einer Krise. Manchmal versuche ich zu erklären, was die Krise in Europa bedeutet, aber es ist eine europäische Krise. Wir spüren nur, wie die europäische Migrationspolitik härter wird.

**Du hast selbst 14 Jahre lang in Paris gelebt. Würdest du zurückkehren, wenn es möglich wäre?**

Am Flughafen versuche ich täglich den Abgeschobenen verständlich zu

machen, dass es ein Leben nach der Deportation gibt. Europa ist nicht die Zukunft und es ist auch kein Eldorado, man lebt auch woanders weiter. Diese Erfahrung möchte ich anderen Abgeschobenen vermitteln. Zurückkehren ist etwas anderes als zu bleiben. Ich habe keine Lust mehr, nach Paris zu gehen um dort zu arbeiten. Ich bin jetzt 39 Jahre alt. In Paris hätte ich weder Arbeit und Unterkunft, noch Papiere. Unter solchen Umständen möchte ich nicht dorthin zurück.

Interview: Nicola Eschen / Ann-Katrin Braun

## Projektstichwort:

Die Association Malienne des Expulsés (AME) kümmert sich um Abgeschobene und Abgewiesene aus Europa und dem Maghreb, aber auch aus anderen afrikanischen und arabischen Staaten, die am Flughafen von Bamako oder an der algerisch-malischen Grenze ankommen und medizinische Ersthilfe, eine Notunterkunft, Rechtsbeistand oder das Fahrgehalt bis in ihren Heimatort benötigen. In nächster Zeit versucht der medico-Partner in Bamako verstärkt, die Öffentlichkeit durch Radiosendungen, Stadtteilversammlungen und Lobbyarbeit im malischen Parlament über die europäischen Abschiebepolitiken aufzuklären und für das Recht auf Bewegungsfreiheit zu gewinnen. Spendenstichwort: **Migration**.

# Die Letzten waren die Ersten

**Biografie gewordene Geschichte: Erfan Abu Khousa, Gesundheitsarbeiter bei der Palestinian Medical Relief Society im Gespräch. Von Martin Glasenapp**



Fotos: medico

**E**rfan Abu Khousa ist 47 Jahre alt und lebt in Beit Lahiya im nördlichen Gazastreifen. Einen ganzen Tag lang sind wir in dem palästinensischen Gebiet unterwegs, das in unmittelbarer Nähe zum Checkpoint Eretz liegt. Hier ist Israel ganz nah und trotzdem fast unsichtbar. Es zeigt sich nur durch eine Befestigungsanlage, die aus einer hohen Mauer, Zäunen und Aussichtstürmen besteht, von denen aus die Felder der Bauern überwacht werden. Die Bevölkerung lebt von der Landwirtschaft: Zucchinifelder und Zitrusplantagen, aber auch Treibhäuser für Erdbeeren und Schnittblumen. In Beit Lahiya liegt auch das Flüchtlingslager Jabalia, in dem 1987 der Aufstand der Palästinenser gegen die israelische Besetzung, die erste „Intifada“, begann. In den Dörfern unweit von Jabalia organisierte Erfan Khousa als Mitarbeiter der Palestinian Medical Relief Society während des jüngsten Krieges die Nothilfe, die von medico international unterstützt wurde. Hier im Norden waren die Angriffe besonders heftig.

## Fremd auf eigenem Land

Die Menschen bitten uns in ihre zerstörten Häuser, wir sollen ihre ausgebrannten Wohnungen sehen, ihr zerschlagenes Mobiliar, aber auch die Schmähparolen in hebräischer Schrift, mitunter die Davids-

sterne, die die israelischen Soldaten bei den Razzien an die Wände sprühten. Der Krieg ist noch immer allgegenwärtig. Ein junger Vater, dessen dreijährige Tochter zusammen mit ihrer Mutter vor seinen Augen durch eine Brandbombe lebendig verbrannte, zeigt mir auf seinem Mobiltelefon das Foto, das er von seinem toten Kind aufnahm. Ein anderer Mann, der drei seiner Kinder durch eine Panzergranate verlor, weigert sich, den Müll in seinem zerschossenen Haus abzutragen, solange nicht der palästinensische Ministerpräsident Abbas nach Gaza kommt. Eine Frau erzählt, wie ein israelischer Soldat gegen den Befehl seines Kommandeurs, der ihn deswegen anschrie, während einer Razzia ihren jugendlichen Sohn im Treppenhaus niederschoss und schwer verletzte.

Bei all diesen Begegnungen bleibt Erfan Abu Khousa im Hintergrund. Meistens steht er ein wenig abseits, oder spricht mit den anwesenden Kindern. Niemals drängelt er oder mischt sich ein, nur manchmal korrigiert er ein Datum oder schreibt mir den Namen der Betroffenen in mein Notizbuch. Nach einem langen Tag fahren wir zurück nach Gaza-Stadt. Ich möchte mehr von ihm wissen

und beim verspäteten Mittagessen unterhalten wir uns über seine Situation.

Ich frage Erfan Abu Khousa, woher er kommt. „1948er-Flüchtling“, sagt er knapp. „Ich bin in Beit Lahiya geboren. Meine Familie kommt ursprünglich aus Moazin, einem kleinem Dorf nur wenige Kilometer hinter der Grenze. Einige der Raketen, die aus Gaza abgeschossen werden, landen auf unseren alten Äckern. Noch bis in die 1980er-Jahre arbeitete mein Vater als Farmarbeiter in Israel für schlechten Lohn auf den Feldern, die eigentlich unserer Familie gehörten. Morgens ging er nach Israel, abends kehrte er nach Gaza zurück. Wir wurden von den neuen Besitzern wie Fremde behandelt. Mein Vater sagte ihnen immer, dass es sein Land sei, aber sie bestritten das kategorisch. Er wurde krank davon und bekam Depressionen. Bis zu meinem 18. Lebensjahr arbeitete auch ich mit ihm zusammen auf diesen Feldern.“

Im Zuge der ersten Intifada Mitte der 1980er-Jahre wurde Erfan Abu Khousa verhaftet, danach hatte er Einreiseverbot nach Israel und konnte nicht einmal mehr als Landarbeiter der Israelis seine Felder bewirtschaften. Aber wenn er sich an die Zeit der ersten Intifada erinnert, leuchten noch immer seine Augen. „Damals waren wir endlich Akteur unserer eigenen Geschichte.“ Nachdem er nicht mehr nach Israel konnte, begann er in Gaza mit der Erdbeerzucht. Zusätzlich engagierte er sich in den landwirtschaftlichen Komitees. „Seit

jener Zeit arbeite ich in den nördlichen Dörfern als Gemeindeaktivist. Bis Anfang der 1990er-Jahre konnten die Bauern hier mit Erdbeeren, Gemüse und Schnittblumen gute Geschäfte machen. Die Produkte wurden über eine Kooperative mit Gewinn an einen israelischen Zwischenhändler verkauft, der die Ware weiter nach Europa exportierte. Aber die Blockade von Gaza beendete den Handel und jetzt, nach dem letzten Krieg, ist die Landwirtschaft komplett zusammengebrochen.“

### Nothilfe unter Feuer

Wir sind auf einmal in der Jetztzeit. Ich frage, wie die Bevölkerung auf die jüngste Gewaltwelle reagiert hat. „Alle waren wie gelähmt. Ich habe zwar einen Angriff erwartet, aber wirklich nicht in dieser Dimension. In Beit Lahiya schlugen die israelischen Bomben in den ersten Kriegstagen ein. Wir riefen die Bevölkerung auf, sich auf den Dorfplätzen zu sammeln, um sich gemeinsam in Sicherheit zu bringen. Das Mobilfunknetz funktionierte aber nicht mehr und wir mussten wie früher mit Megaphonen durch die Straßen laufen.“



Kriegsschäden an einer Schule in Beit Lahiya.

Zusätzlich trugen wir weiße Fahnen. Nach drei Tagen tauchten die ersten israelischen Panzer und Soldaten auf. Sie schossen ohne Vorwarnung. Wir flüchteten daraufhin in die UNWRA-Schulen (die UN-Organisation für palästinensische Flüchtlinge). Wir dachten, dass sie sicher wären. Nachdem die erste Schule bombardiert worden war, weigerten sich die Menschen, noch irgendwo hinzugehen.

20 Tage waren Erfan Abu Khousa und die anderen Bewohner von Beit Lahiya eingeschlossen. Sie hatten kaum Wasser, keine Milch und am Ende auch kein Brot mehr. Erfan war Tag und Nacht mit der Medical Relief Society auf den Beinen: „Unsere Gesundheitsposten waren rund um die Uhr geöffnet. Wochenlang habe ich kaum geschlafen. Unsere Krankenwagen wurden beschossen, wir gingen zu Fuß mit den Krankentragen in die Dörfer und bargen die Verletzten aus den Trümmern. Unmittelbar während der Invasion waren nur die lokalen Freiwilligen der Gesundheits- und Bauernkomitees im Einsatz. Die Hilfswerke der Hamas und ein paar Fatah-Vertreter kamen erst nach dem Ende der israelischen Angriffe. Wir hatten wirklich nur unsere gelb leuchtenden Westen an und hofften, dass man die respektierte. Als ich in einem von Raketen zerstörten Haus eine tote Familie fand, die durch eine Brandbombe völlig verkohlt war, brach ich zusammen. Ich musste stundenlang weinen.“

### Zukunft und Hoffnung

Und wie geht es weiter, gibt es eine Zukunft? Erfan Khousa wirkt sehr nachdenklich. „Ganz Gaza ist ein einziges Problem“ sagt er. „Nimm nur das Wasser.

Durch die Blockade kann die Kläranlage nicht repariert werden. Es gibt einen toxisch verseuchten Abwassersee, der zu Allergien und Hautkrankheiten führt. Dazu die Pestizide in der Landwirtschaft, besonders bei den Erdbeeren. Früher war das Wasser umsonst, heute müssen es alle bezahlen. Fast alle großen Wassertanks wurden von den Israelis zerstört und wir haben zu wenige Ersatztanks bereitstellen können. Aber wir benötigen nicht nur besseres Wasser. Wir brauchen Zement, den die Israelis nicht durchlassen. Ohne Baumaterial können wir doch nichts wiederaufbauen. Im Sommer werden die Zelte zu heiß, im Winter drohen Regen und Kälte. Aber noch wichtiger ist unsere Einheit. Unsere Gesundheitskomitees arbeiten gut, aber solange die politischen Parteien Hamas und Fatah nicht kooperieren, haben wir keine Chance auf Veränderung. Ich fürchte mich wirklich vor der Regierung von Netanjahu, aber noch mehr Angst macht mir die eigene Hilflosigkeit, die unsere politischen Führer zu verantworten haben. Die Leute sind völlig deprimiert. Wäre die Grenze auf, würden 70 Prozent emigrieren. Wir brauchen Sicherheit und Frieden. Unsere humanitäre Katastrophe ist eine politische. Wir können uns selbst helfen, wenn wir die Möglichkeit dafür bekommen. Aber die Zeit verrinnt.“ ■

### Projektstichwort:

Die medico-Hilfe in Gaza geht weiter. Die Gesundheitskomitees der Palestinian Medical Relief Society organisieren jetzt die zweite Phase: Die Schäden werden aufgenommen und weiter Allernotwendigstes (Kochgeräte, Hausrat, Kleidung) verteilt. Zusätzlich kümmern sich Physiotherapeuten und Sozialarbeiterinnen um die physischen und psychischen Folgeschäden des jüngsten Krieges. Unser Spendenstichwort lautet: **Palästina**.

## Vom Triumph der Sieger umzingelt

Die Menschenrechtsaktivistin Shamila\* zur Situation im tamilischen Norden, in den Internierungslagern und zu den Chancen eines Friedensprozesses auf Sri Lanka

### **Der Krieg auf Sri Lanka ist vorerst zu Ende. Wie ist die Lage im Land?**

Das Regime feiert lautstark seinen Sieg und weist jede Verantwortung für die grausamen Kriegsverbrechen gegen die eigenen Bürgerinnen und Bürger zurück. Es ist ein Regime, das keinen Widerspruch duldet. Es setzt allein auf seine Straflosigkeit, darauf, dass es juristisch nicht belangt werden kann. Es hat die Unterstützung des Militärs und von Regimen in Nachbarländern, die sein Spiegelbild sind. Im Moment beispielsweise besucht unser Präsident gerade die Diktatoren in Myanmar.

### **Welche Pläne hat die Regierung in Colombo für die tamilischen Gebiete im Norden?**

In den beiden wichtigsten Städten, Vavuniya und Jaffna, sollen so bald wie möglich Gemeinderatswahlen stattfinden. Das ist ein Versuch, die eigenen Verbündeten in Amt und Würden zu bringen. Die Menschen, die dort leben, begreifen gar nicht, warum sie unter diesen wirren und unsicheren Post-Kriegs-Bedingungen wählen sollen. Allein 300.000 Kriegsvertriebene befinden sich in großen Lagern, die vollständig vom Militär kontrolliert werden und so wie ein offenes Gefängnis funktionieren. Mit diesen Lagern wird der Norden weiter militarisiert. Gleichzeitig werden so Gebiete für

eine Kolonisierung durch Singhalesen aus dem dicht bevölkerten Süden frei gemacht. Außerdem will man ausländische Hilfe anlocken, angeblich für die Rücksiedlung der Vertriebenen. Auch im Süden werden die Tamilen durch die Rhetorik des Triumphs und das nationalistische Fieber der Singhalesen geradezu umzingelt. Das Dramatische ist, dass Regierung und Militär eine Lage schaffen, in der die Tamilen glauben müssen, dass sie ohne die LTTE nichts wert sind.

### **Kann nicht in der Niederlage der LTTE auch eine Chance auf einen Neuanfang liegen?**

26 Jahre der Gewalt und Verwüstung, die fast 100.000 Menschen das Leben gekostet haben, könnten vorbei sein. Die LTTE, die viele Bemühungen um eine politische Lösung systematisch unterminiert hat, ist geschlagen – bis auf Weiteres. Damit böte sich eine große Möglichkeit zu einem politischen Versöhnungsprozess, der auch die Probleme angeht, die zur Polarisierung und dann zum bewaffneten Konflikt führten. Doch zeigen die letzten Wochen, dass die Regierung dazu nicht in der Lage ist.

### **Was weißt du von den 300.000 Kriegsvertriebenen?**

Die Qual der Menschen in den

Internierungslagern ist im Moment meine größte Sorge. Viele haben schon unter der LTTE gelitten, die sie seit fast 15 Jahren in den von ihr kontrollierten Gebieten festgehalten hat (man konnte nur mit Genehmigung das Gebiet verlassen). In den letzten Kriegsmonaten wurden sie endgültig zu Geiseln, die der LTTE das Überleben sichern sollten. Jetzt in den Internierungslagern der Armee setzt sich der Schrecken fort. 15

## Über Vergewaltigungen wird nur dann gesprochen, wenn es zu Toten kommt

Die Versorgung mit Lebensmitteln und Medikamenten ist äußerst schwierig, Hilfsorganisationen haben kaum Zugang. Besonders prekär ist die Lage für Mütter, Schwangere, Kinder. Ein Richter aus Vavuniya fordert die Entlassung der Älteren und Schwächeren. Er bestätigt aus eigener Anschauung, dass in einem Lager an einem einzigen Tag 15 alte Menschen verhungert sind. Über die Vergewaltigungen wird nur dann gesprochen, wenn es zu Toten kommt, wie am 5. Mai, als in Manik Farm in einer Duschanlage 3 ermordete Frauen gefunden wurden. Manik Farm ist das größte Lager, hier leben rund 200.000 Menschen. Die Verwaltung ist völlig militarisiert. Das gilt auch für die Arbeit der Hilfsorganisationen, für die medizinische Versorgung. Einigen der Verwundeten, vor allem aber den vielen traumatisierten Menschen wird die Behandlung verweigert, selbst Psychologen im Dienst der Regierung erhalten keinen Zugang. Dafür wird berichtet, dass viele Jüngere „verschwinden“, weil mit der

bis 16 Leute sind in Zelten untergebracht, die eigentlich nur 4 Personen Platz bieten. Die Versor-

Regierung verbündete Paramilitärs in den Lagern vorgebliche LTTE-Kämpfer oder -Unterstützer „identifizieren“. Wenn die Regierung sich weigert, Listen der Namen der Kriegsvertriebenen, der Internierten und der angeblichen LTTE-Kämpfer zu erstellen, tut sie das, um die Unerwünschten weiter ungehindert eliminieren zu können. Wenn in den nächsten Monaten der Monsunregen einsetzt, wird sich diese Lage weiter verschlimmern. Es gibt jetzt schon Berichte über Epidemien wie Durchfall, Hepatitis, Meningitis.

## Was wären die vordringlichsten Maßnahmen aus deiner Sicht?

Zuerst muss sich die Regierung angemessen um die Vertriebenen kümmern, auch um die des Ostens und um die Muslime des Nordens, die 1990 von der LTTE vertrieben wurden. Wir reden von der gesamten Bevölkerung zweier Distrikte, die man wie Kriegsgefangene behandelt. Die Ankündigung der Regierung, verschiedene Hochsicherheitszonen und Sonderwirtschaftszonen zu schaffen, macht den Leuten zu Recht Angst, dass sie enteignet werden sollen. Wäre die Regierung wirklich an einer politischen Lösung interessiert, müsste ein Dialog mit den Vertriebenen, mit den politischen Parteien und Organisationen der Zivilgesellschaft eröffnet werden, in dem es um Rückkehr gehen muss, um Wiederaufbau, um Lebens- und Einkommensperspektiven, überhaupt um Entwicklung. Die Regierung muss den Rückbildungsprozess beschleunigen, soll der Großteil der Leute wie versprochen in den nächsten 6 Monaten frei kommen. Soll es darüber hinaus wirklich eine politische Lösung, nachhaltigen Frieden und Demokratisierung geben, muss die Regierung die Ansprüche der



Minderheiten anerkennen. Dazu sind die Demilitarisierung und eine Dezentralisierung der Macht im Norden und Osten unumgänglich.

**In den vergangenen 2 Jahren und schon vorher war es kaum möglich, den Unterdrückten eine eigene Stimme zu verleihen. Siehst du jetzt dafür eine Möglichkeit?**

Die Niederlage der LTTE bedeutet nicht, dass es nicht bald zu einer anderen bewaffneten Rebellion kommt. Man kann die Leute nicht für immer unterdrücken und ihnen ihre Rechte nehmen. Die internationale Gemeinschaft hat viele Fehler gemacht, weil sie den Konflikt lösen wollte, in dem sie allein die kriegführenden Parteien zusammenbringt. Man sah nicht, dass man alle stärken muss, die für einen gerechten Frieden gebraucht werden, die Moslems, die Hochlandtamilen, die Frauen, die Arbeiterbewegung, die Volks- und Bür-

gerrechtsinitiativen. Auch deshalb gab es in den letzten 2 Jahren im Süden kein Aufbegehren gegen den Krieg und die Terroraktiken der Regierung gegen die Tamilen. Ich glaube, dass es für den Westen im Moment keine Möglichkeit der direkten Einflussnahme gibt. Bedauerlicherweise wird das die Aufgabe Indiens sein. Indien hat hier viel Unheil gestiftet, erst die Rebellen bewaffnet, dann den „Krieg gegen den Terror“ unterstützt. Jetzt müssen sie den Tamilen helfen, ein Leben in Würde und Frieden zu führen.

\* Shamila ist das Pseudonym einer uns gut bekannten Menschenrechts- und Friedensaktivistin. Das Interview führte Thomas Seibert.

## Projektstichwort:

Medico bittet dringend um Spenden für Nothilfe zugunsten der Kriegsflüchtlinge und für Bemühungen lokaler Initiativen um eine demokratische Lösung. Das Spendenstichwort lautet: **Sri Lanka.**

# Ein Jahrhundertleben

In Erinnerung an den Ethnopsychanalytiker Paul Parin, der medico viele Jahre als Freund und Ratgeber zur Seite stand.

**P**aul Parin ist tot. Er starb am 18. Mai 2009 im Alter von 92 Jahren in Zürich. Der Neurologe und Ethnopsychanalytiker, der Forschungsreisende, Geschichtenerzähler und Schriftsteller war medico über zwei Jahrzehnte eng verbunden: als Freund und Mitstreiter, als Gesprächs- und Interviewpartner, als Zeitzeuge und Ratgeber, zuletzt viele Jahre als Mitglied im Kuratorium der stiftung medico international.

In all den Jahren waren wir tief beeindruckt von seiner moralischen Integrität, seinem auch im Alter wach gebliebenen Geist, seinem Beharren auf einer von allen Dogmen und Lagerbildungen befreiten Vernunft und

seinem nie gebrochenen Widerstand gegen die herrschenden Verhältnisse, denen er mit großem Pessimismus gegenüberstand. Paul Parin, der von der Utopie eines anderen Lebens nicht lassen wollte, hat sie gemeinsam mit seiner 1997 verstorbenen Frau Goldy, seinen Freunden, für sich und in seinem Umfeld verwirklicht. Unvergessen sind uns die Begegnungen mit Goldy und Paul in der Küche am Züricher Utoquai. Die langen Gespräche über den Krieg, die Solidarität und die Notwendigkeit, Inseln der Vernunft zu schaffen. Paul und Goldy haben uns gezeigt, wie ein Leben als konkrete Utopie gelingen kann: ein Leben, das immer ein Kontrapunkt zu Macht und Unrecht

# Wieviele Heimat braucht der Mensch?

Überlegungen eines Weltbürgers. Von Paul Parin

(...) Heimat ist einfach dort, wo man geboren wird. Im Französischen heißt es pays natal oder patrie, englisch home, homeland oder einfach native country, italienisch terra natia oder patria. Vaterland ist aber doch noch etwas anderes als das deutsche Wort „Heimat“. Gerade wegen der nationalen Etikette, die der

Heimat anhaftet, ist mir die tatsächliche Trennung vom Land der Geburt immer angenehm gewesen. Internationale Solidarität verbindet mich mit allen Menschen dieser Welt, ich bin Weltbürger. Das ist meine Heimat.

Seit die Werte der Aufklärung obsolet zu



blieb, auch und gerade in den Extremen des letzten Jahrhunderts. Ein Engagement,

das nie davor zurückschreckte, die Unvernunft der Mächtigen anzugreifen und so zu brennenden Fragen der Zeit Stellung zu nehmen.

Paul Parin wird uns fehlen. Die Erinnerung an ein Jahrhundertleben aber wird bleiben, uns wach halten und leiten. Der Auftrag, den er uns im letzten Jahr anlässlich unseres Jubiläums mit auf den Weg gegeben hat, mag auf den ersten Blick wenig ambitioniert klingen; er ist aber voller Anspruch und wird uns alles abverlangen: „Wenn es uns gelänge zu zeigen, dass es auch anders geht, dann hätten wir, dann hätte medico schon viel geleistet.“

Thomas Gebauer

werden drohen, seit es anscheinend nur noch Nationen und Stämme gibt oder zu geben scheint und keine Welt der Menschen, die guten Willens sind, gilt das nicht mehr. Ich stamme aus einer verflossenen Epoche. Damit wären mein Begriff von Heimat und meine persönlichen Heimatgefühle hinfällig.

Und dennoch gibt es Heimat: ganz ohne Vaterland oder Nationen und Deutschland. Auf dem Weg zu den Dogon in der Republik Mali lernten wir in Agadez am Südrand der Sahara, mehr als 2000 Kilometer vom Dogonland, den ersten Dogon kennen, einen jungen Soldaten der französischen Kolonialarmee. Im Tornistrug er den dicken Band des französischen Ethnologen Marcel Griaule, *Les*

*masques Dogons*, mit sich. Wenn er sich einsam fühle oder traurig sei, lese er darin, und dann sei er wieder daheim. Er gab uns Grüße mit in die schönste Stadt der Welt, Bandiagara im Dogonland.

Es ist also möglich, aus einem cartesianisch trockenen Buch tiefe Heimatgefühle zu beziehen. Wie viel eher aus einem uralten Glauben, einer geistigen Überlieferung, aus heiligen Büchern. Eretz Israel, die großartigste Stiftung von Heimat, war längst zur Heimat von Juden in der Diaspora geworden – am wenigsten vielleicht der im Land Israel geborenen Sabra –, lange

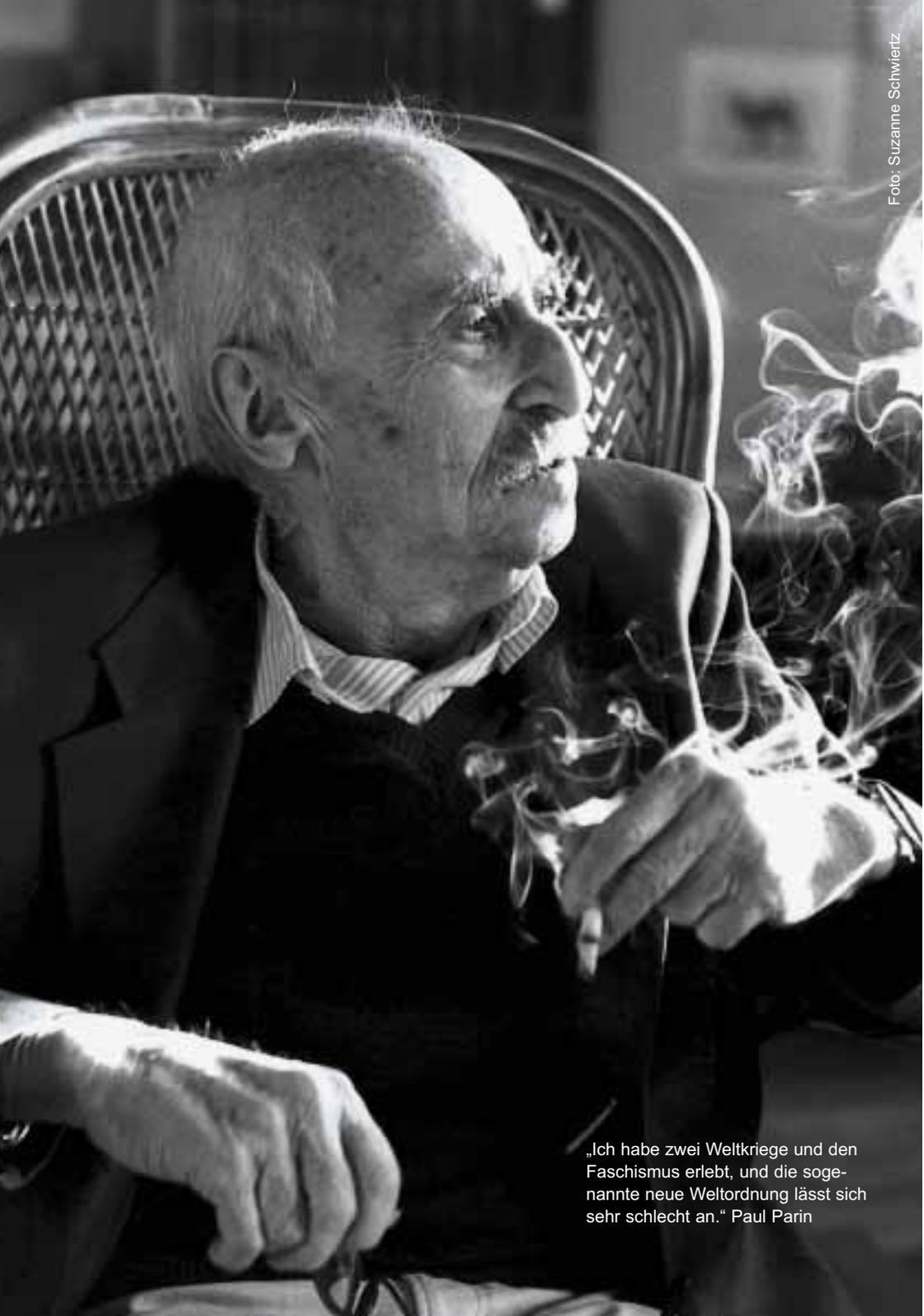
bevor ihnen der Hitlerstaat nach den Worten Paul Celans ein „Grab in den Wolken“ bereitet hatte. Die Geschichte des

Staates Israel dauert erst 46 Jahre. Darum können wir leicht

zurückverfolgen, wie sich die biblische Heimat unter dem Druck der Verhältnisse in jenes gefühlsgetragene Vaterland verwandelt hat, das die Bürgerinnen und Bürger, die ihre Vorväter in altherwürdigen Schriften und archäologischen Grabungen zu finden hoffen, wahrlich nicht gesucht haben; sie vermissen die verheißene Heimat.

Ich habe an die Heimat der Juden erinnert, um nicht in die Falle einer nationalen Etikettierung zu geraten. Allzu leicht sind wir geneigt, „Heimat“ als etwas spezifisch Deutsches, als ein rückständiges, sentimentales und mit Ressentiment

**Wer heimatlos geworden ist, kann sehr wohl zeitlebens Heimat in sich tragen, ...**



„Ich habe zwei Weltkriege und den Faschismus erlebt, und die sogenannte neue Weltordnung lässt sich sehr schlecht an.“ Paul Parin

beladenes Phänomen zu betrachten: Heimatverbände, Heimatvolksgruppen, Heimatvereine und -chöre, und dergleichen. Diese alle enthalten eine Perversion von Heimat, die unschwer auf den Begriff zu bringen ist. Was ich damit sagen will, ist leicht zu verstehen, wenn man etwa die Gedenktafel aus Bronze betrachtet, die auf dem Schloßberg in Graz (über den Kasematten, in denen die Opfer der Heiligen Inquisition und politische Gefangene des österreichischen Imperiums schmachteten) angebracht ist. Eine völkische Familie, Vater, Mutter, Söhnchen und Dirndl, richten den Blick traurig, aber entschlossen nach Süden. „Südsteiermark, verlorene Heimat“ heißt es auf der Tafel, die ein sozialdemokratischer Bürgermeister eingeweiht hat. Die „verlorenen“ Städte sind mit deutschen Namen eingetragen, Marburg, Pettau, Laibach, Gotschee. Die Heimat der Slowenen ist ausgelöscht oder soll ausgelöscht werden.

Diese Art Heimat meine ich nicht, wenn ich von Heimat spreche. Heimatlos sein ist auch kein Gegensatz zu Heimat, die man hat, die man braucht, die man in sich hat oder eben nicht, durch Verlust oder Verzicht. Wer heimatlos geworden ist, kann sehr wohl zeitlebens Heimat in sich tragen, und wer daheim geblieben ist, ohne Heimat sein. (...)

Ich will Heimat keinesfalls verleugnen. Dommo, ein tüchtiger junger Pflanzler aus dem Dorf Andiombolo im Dogonland, ist mit uns in die nächste Stadt Mopti gefahren, um seine Geschäfte zu erledigen. Er konnte noch die Säcke mit Hirse, die er mitgebracht hatte, gegen Salz eintauschen. Dann verfiel er in einen katatonischen Stupor, verlor die Sprache und wurde starr und gelähmt.

Ausgetrocknet und halb verdurstet, hockte er in der prallen Sonne, keine zwanzig Schritt von den Fluten des Nigrostromes. Wir mussten ihn in den Schatten tragen und ihm Wasser einflößen. Auf der Fahrt zurück ins Dogonland kam er bald zu sich. Als die Felszacken, die trockenen gelben Halden und die Brotfruchtbäume des Dogonlandes auftauchten, gewann er seine Sprache zurück und war bald wieder der gesprächige, intelligente und tatkräftige Mann, der er vor seiner Reise gewesen war; so wie er in seiner Heimat lebt und weiter leben wird.

**... und  
wer daheim  
geblieben  
ist, ohne  
Heimat sein.**

Wer nie „Heimat“ gefunden hat, kann auch in der Schweiz nicht leben. Das Gegenbeispiel zu Dommo ist Alice. Sie ist als älteste Tochter einer Wirtin in einem Bergdorf der Innerschweiz aufgewachsen. In den Jahren ihrer Kindheit hat die Mutter buchstäblich alle Räume des behäbigen Bergbauernhauses mit Gastwirtschaft, das sie gemietet hatte, zu modernen Hotelzimmern umgestaltet. Die Gäste konnten sich in dem verwinkelt gebauten Chalet das Zimmer aussuchen, das ihnen zusagte. Die Familie schlief dann eben in einem Zimmer, das gerade nicht vermietet war, oder im Stall oder in der Waschküche. Als Alice heranwuchs, suchte sie vergeblich nach Heimat, trug die Volkstracht, sang im Jodelchor, bestieg trotz ihrer schwachen Konstitution im Sommer und Winter den Bergriesen, der ihrer engeren Heimat den Namen gibt, reiste ins Ausland, kehrte zurück, aber niemals heim. In ih-

ren allnächtlichen Träumen hing sie verzweifelt an bröckelnden Hausfassaden über dem Abgrund. Als sie mit dreissig erstmals eine eigene kleine Wohnung in der Stadt mietete, kaufte sie unter Hingabe aller Ersparnisse so viele Möbel ein, dass sie nicht mehr zur Türe hereinkam, als alles geliefert war, und sie bei einer Freundin Unterschlupf suchen musste. Nur selten fuhr sie nach Hause, um Mutter und Geschwister zu besuchen, und verbrachte eine schlaflose Nacht in einem der Zimmer des eleganten, teuren Berghotels, das aus dem armseligen Gasthaus geworden war, dem Lebenswerk ihrer Mutter. (...)

Ich gestehe, dass mich das Thema dieser Tagung „Wieviel Heimat braucht der Mensch?“ erst einmal konsterniert hat. Nicht wegen „Heimat“. Mit Heimatgefühlen, Sehnsucht, Geborgenheit, Verlust und Suche nach Heimat habe ich mich als Psychoanalytiker befasst, beinahe bei jeder Frau und jedem Mann, die zu einer Analyse gekommen sind. Was mich betroffen macht und beinahe verärgert hat, war das Allgemeine in der Fra-

ge: „Wieviel braucht der Mensch“. Heimat ist nach meiner Erfahrung ein obligat individuelles Phänomen, jeder Mann und jede Frau mag Heimat brauchen, ihre ureigenste Heimat, wie auch jedes Kind „daheim“ sein müsste, bis es erwachsen ist und unter Umständen der Heimat entraten oder sich eine neue Heimat suchen kann. Sobald „der Mensch“ darauf befragt wird, ob er Heimat braucht, rücken wir ihn in bedenkliche Nähe zu postmodernen Suchern, Vermittlern und Kämpfern um Identität, mit der heute jede nationale, völkische oder sonstwie kollektive Abgrenzung oder Ausgrenzung legitimiert, jeder beliebige Herrschafts- und Machtanspruch begründet, schließlich jede mitmenschliche Solidarität in Frage gestellt wird. (...)

Aus: Heimat, eine Plombe. Rede am 16.11.1994 bei der Internationalen Erich Fried Gesellschaft in Wien zum Thema „Wieviel Heimat braucht der Mensch und wieviel Fremde verträgt er“. Auf der Webseite [www.paul-parin.info](http://www.paul-parin.info) findet sich alles zur Biographie Paul Parins, Filme, Fotos und Werkverzeichnisse.

## Zustiftungen gesucht

**Die stiftung medico international – ein Beitrag für die Unabhängigkeit von Hilfe und Solidarität**

**D**as vierte Stiftungssymposium ist Anlass, auch über die Stiftung selbst zu informieren. Gegründet wurde die stiftung medico international Ende 2004 mit dem Vorhaben, die Arbeit

und Ziele des Vereins medico international langfristig zu stärken und seine Unabhängigkeit zu festigen. Die Stiftung befindet sich dabei auf dem richtigen Weg. Jährlich werden mehrere Projekte des



Vereins gefördert. Die strategischen Debatten über Themen, die medico und seine Partner beschäftigen, werden durch jährliche Symposien gefördert, zu denen viele medico-Unterstützerinnen und Unterstützer nach Frankfurt kommen. Das Stiftungsvermögen ist auf 2,2 Millionen Euro angewachsen und wird nach Kriterien eines ethisch-nachhaltigen, politisch reflektierten Investments angelegt.

Um zusammen mit anderen ihre Anliegen stärker in die Öffentlichkeit zu tragen, ist die medico-Stiftung aktiv im „Netzwerk Wandelstiften“, einem neuen Bündnis von 16 links-alternativen Gemeinschaftsstiftungen. Allen gemeinsam ist, dass sie nicht an Symptomen laborieren wollen, sondern sich für einen grundlegenden politisch-sozialen Wandel einsetzen. Aber auch ganz praktische Kooperationen erwachsen aus einem solchen Netzwerk: So organisieren die Stiftungen von terre des hommes und medico im Herbst 2009 in Frankfurt eine gemeinsame Informationsveranstaltung zum Thema „Vererben“.

2,2 Millionen Euro Stiftungsvermögen sind ein stattlicher Betrag. Die konkrete Arbeit wird jedoch aus den Zinserträgen finanziert. So standen beispielsweise in 2008 aufgrund von niedrigeren Gewinnen durch die Finanzmarktkrise nur 32.000,- Euro für die Projektförde-

rung zur Verfügung. Dies macht deutlich, dass das Stiftungskapital noch erheblich wachsen muss, um langfristig Autonomie für die Arbeit und Ziele medicos zu erreichen.

Bis heute haben fast 70 Einzelpersonen/Paare einen kleineren oder größeren Teil ihres Vermögens der medico-Stiftung zur Verfügung gestellt. Wenn Sie sich vorstellen können, sich für die medico-Stiftung zu engagieren oder jemanden in Ihrem Umfeld kennen, der sich für die Ziele von medico interessieren könnte, stehen wir Ihnen gern für weitere Informationen zur Verfügung.

Ab 3.000 Euro sind **Zustiftungen** in das Stiftungsvermögen möglich. Zuwendungen an die Stiftung aus einer **Erbschaft** sind von der Erbschaftssteuer befreit. Ein **Stifterdarlehen** bietet sich für Menschen an, die der Stiftung einen größeren Betrag (ab 20.000,- Euro) überlassen wollen, aber unsicher sind, ob sie nicht doch irgendwann in der Zukunft das Geld benötigen.

**Gern informieren wir Sie im Detail über diese Möglichkeiten.**

**Wenden Sie sich bitte an Gudrun Kortas, Tel. 069/944 38-28 oder [info@stiftung-medico.de](mailto:info@stiftung-medico.de)**

## Gedanken sind frei

**brasilien:** Lesen und Schreiben hinter Gittern

Es gab Momente“, schreibt Luiz Alberto Mendes, „da schwebten wir in den Wolken der Poesie und der Philosophie.“ Die Lese- und Schreibwerkstätten, die der brasilianische Autor im Gefängnis von Iperó im April dieses Jahres durchführte, waren erfolgreich, weil es gelang, mit den Strafgefangenen der Welt der Literatur nahezukommen. An manchen Kursen nahmen 28 bis 30 Personen teil.

Bislang hat Luiz Mendes mit Unterstützung von medico 3 solcher Werkstätten a 10 Doppelstunden in verschiedenen Gefängnissen des Bundesstaates São Paulo durchgeführt. Die Kurse sind gut besucht, weil Mendes als Autor und ehemaliger Häftling, der selbst 30 Jahre lang im Gefängnis saß, für viele Insassen

ein Vorbild ist. Die Arbeitsbedingungen in den Kursen sind oftmals eine Herausforderung. Manchmal findet das Treffen mit Gefangenen, die zum Teil über 10 Jahre im Gefängnis sitzen, in der Gefängniskapelle statt. Da kann man nur lesen, aber nicht schreiben.

Ein Glücksfall, so berichtet Mendes, seien die alten Gefängnisse. Dort gebe es noch richtige Klassenzimmer mit guter Belüftung und funktionierendem Schulsystem, in dem Gefängnisinsassen als Lehrer arbeiteten. In einem solchen Kontext gelingen dann auch die geistigen Höhenflüge, von denen er uns in seinem Sachbericht mitteilte.

**Spendenstichwort: [Brasilien](#)**

## Erwählter Sieg

**el salvador:** Machtwechsel in Rot

An den Wahlen gelang den Farabundisten, was im Bürgerkrieg misslang: Am 1. Juni 2009 übernahm die ehemalige Guerillaorganisation FMLN (Nationale Befreiungsfront Farabundo Martí) erstmalig die Präsidentschaft in dem kleinen mittelamerikanischen Land, das 20 Jahre lang von der rechtsgerichteten ARENA-Partei beherrscht wurde. Neuer Präsident wird der ehemalige

Journalist Mauricio Funes. In El Salvador basiert das Wahlregister nicht auf dem Wohnortsprinzip. Wer wählen wollte, musste weite Wege auf sich nehmen.

Die ARENA investierte viel Geld in ein kostenloses Transportsystem. Hinzu kamen Bustransporte und gefälschte Papiere für Wanderarbeiter aus Nicaragua, Honduras und Guatemala, die illegal für eine Handvoll Dollar für ARENA

abstimmen sollten. Aber eine selbstorganisierte Öffentlichkeit, wie man sie seit Ende des Bürgerkrieges 1992 nicht mehr erlebt hatte, stellte sich an vielen Orten dem drohenden Wahlbetrug entgegen. Der Sieg der FMLN wurde mit großer Begeisterung gefeiert. Die Straßen der Hauptstadt San Salvador waren in der Wahlnacht ein einziges rotes Fahnmeer. Im Ministerkabinett werden fünf Frauen sein. Zwei von ihnen, die Gesundheitsministerin Maria Rodriguez und Violeta Menjivar, die stellvertretende Ministerin für öffentliche Dienste, sind langjährige Aktivistinnen des People's Health Movement. Das PHM sandte beiden ein

Grußtelegramm: „Wir wissen, dass ihr euch weiter dafür einsetzen werdet, dass Gesundheit ein fundamentales Menschenrecht ist.“ medico freut sich mit seinen alten Mitstreiterinnen. Maria Rodriguez leitete die frühere Basisgesundheitsorganisation Pro Vida, mit der wir schon in den Zeiten der Guerilla zusammenarbeiteten. Und Hector Silva, der Chefberater von Präsident Funes in Gesundheits- und Versicherungsfragen, war lange Jahre im Vorstand unseres Partners, der salvadorianischen Prothesenwerkstatt PODES („Du kannst“).

**Spendenstichwort: El Salvador**

## Versuchte Kehre

**simbabwe:** Das Recht auf Gesundheit

**D**as Land der „Steinhäuser“, wie Simbabwe in der Sprache der Shona heißt, befindet sich im Wandel. Die Cholera-Epidemie, die bis Ende letzten Jahres über 4.000 Tote forderte, scheint vorerst besiegt – zumindest bis zur nächsten Regenzeit. Die Regierungsbeteiligung der bisherigen Oppositionspartei MDC von Morgan Tsvangirai, der seit dem 11. Februar 2009 Ministerpräsident des Landes ist, verändert die politische Agenda. Politische Misswirtschaft und die neoliberale Deregulierung durch IWF und Weltbank führten dazu, dass Simbabwe zuletzt neben der höchsten Inflationsrate die niedrigste Lebenserwartung der Welt besaß: 90 Prozent ohne Arbeit, die Hälfte der Bevölkerung auf Lebensmittelhilfe angewiesen, ein Fünftel Aids-infiziert und eine 10-stellige Hyperinflation. Keine an-

dere Statistik aber drückt die Misere so drastisch aus wie die durchschnittliche Lebenserwartung der Frauen – sie ist auf den mittelalterlichen Wert von 34 Jahren gesunken. Der neue Gesundheitsminister Henry Madzorera versucht den Neuanfang. Für einen garantierten Monatslohn von 100 US-Dollar kommt das Personal in die Kliniken zurück und im nationalen Gesundheitsrat sitzen jetzt auch basisorientierte Gesundheitsinitiativen, wie die Community Working Group on Health (CWGH); ein medico-Partner, der auch in Zeiten der Cholera Robert Mugabe kritisierte. Mit einer Kampagne will die CWGH nun erreichen, dass das Recht auf Gesundheit endlich in die neue Verfassung aufgenommen wird.

**Spendenstichwort: Simbabwe**



nicaragua

---

## Zwischen Emanzipation und Autoritarismus

Rückblick und Ausblick auf 30 Jahre sandinistische  
Befreiung und 30 Jahre medico-Arbeit in Nicaragua

Von Dieter Müller

**D**aisy Zamora, Poetin und stellvertretende Kulturministerin in der ersten sandinistischen Regierung nach dem Sturz des Diktators Somoza, sprach damals aus, wofür viele in der Welt die Revolution in Nicaragua bewun-

derten: „Der revolutionäre Triumph“, so die Dichterin, „ist ein kultureller Sieg. Nicaragua braucht ein neues Konzept und eine neue Praxis der Kultur. Diese muss die Interessen, die Ideale und Hoffnungen der Menschen berücksichtigen und

# Was bleibt?

## 30 Jahre sandinistische Revolution in Nicaragua

Als am 19. Juli 1979 blutjunge Guerilla-Kämpfer in der nicaraguanischen Hauptstadt Managua einzogen, da schlugen nicht nur in Mittelamerika die Herzen höher. Das sandinistische Projekt schien die Ideen von Partizipation, Basisdemokratie, von einem anderen Leben jenseits von Profitgier und Konkurrenz zu verkörpern. Die Solidarität der „Aussteiger“, der sozialen Bewegungen in vielen Ländern der Welt war den Sandinisten sicher. Medico war Teil dieser Bewegung. Wir nehmen die 30 Jahre zum Anlass über das, was war, und das, was wir heute in Nicaragua unterstützen, zu reflektieren. Ausgangspunkt sind Auszüge aus einem Vortrag von Dieter Müller, dem medico-Regionalvertreter in Mittelamerika, über die medico-Arbeit in diesen 30 Jahren. Wir beschreiben ein neues Projekt, das medico fördert und das, kurz auf den Punkt gebracht, eine politische Organisationsentwicklung für soziale Transformation betreibt und dabei die Akteure stärkt, die in Nicaragua nach wie vor für Emanzipation stehen. Ausführlich widmen wir uns dem Wiederansiedlungsprojekt in Palmerita, ein fragiles Unterfangen mit Menschen, die zu den Ärmsten der Armen zählen. Das sich aber auszahlt, wenn man begreift, dass man den Teufelskreis der Armut nur überwinden kann, wenn man einen langen Atem hat und in Generationen denkt.

**Für all diese Arbeiten bitten wir Sie um Unterstützung. Spenden können Sie unter dem Stichwort: Nicaragua.**

andererseits sie selbst zu Autoren, Konsumenten und Protagonisten dieses Konzepts machen.“ Im Rückblick erinnert sich die Dichterin an die intensive Arbeit im Kulturministerium, in dem man nicht nur über die Alphabetisierung der Bevölkerung nachdachte, sondern auch darüber, wie überall im Land Poesie-Werkstätten geschaffen werden könnten. „Wir wollten wirklich den Menschen dienen. Es ging uns nicht um Macht an sich. Unser Traum war es, das kreative Potential der Menschen zu fördern, sodass jeder selbst Protagonist und Schöpfer von Kultur sein könnte.“ Gerade dieser basisdemokratische Anspruch, dieses Streben nach Selbstverwaltung in allen Bereichen der Gesellschaft machte das sandinistische Projekt weltweit so anziehend. Am 19. Juli jährt sich zum 30. Mal der Tag, da die sandinistische Befreiungsbewegung in Managua einzog. Eine Guerilla aus jungen Leuten, die aus den Universitäten, aber auch aus einfachen Bauernfamilien stammten und die gemeinsam gegen ei-

ne der ältesten und abscheulichsten Diktaturen Lateinamerikas gekämpft hatten. Der Sieg der Sandinistischen Befreiungsbewegung (FSLN) setzte vor drei Jahrzehnten einen Prozess tiefgreifender, radikaler gesellschaftlicher Veränderungen in Gang, insbesondere im Gesundheits- und Erziehungswesen und in den Besitzverhältnissen auf dem Land.

Medico war von Beginn an Teil einer weltweiten Solidaritätsbewegung, die nach dem Sturz der linken Allende-Regierung in Chile und der Machtübernahme weiterer Militärdiktaturen in Südamerika in Mittelamerika neue Hoffnung auf die Möglichkeit einer basisdemokratisch organisierten Befreiung schöpfte. Eine Kernaussage der Sandinisten war „Gesundheit ist Revolution“. Die Ideen von „Gesundheit für alle“, die im Jahr zuvor mit dem Konzept der Basisgesundheitsversorgung in Alma Ata von der Weltgesundheitsorganisation (WHO) entwickelt worden waren, sollten nun in Nicaragua konkrete Politik werden. Die

neue Gesundheitspolitik ging weit über eine medizinische Grundversorgung hinaus – ganz entsprechend der Überlegungen von Alma Ata. Sie nahm das umfassende physische, psychische und soziale Wohlbefinden zum Ausgangspunkt ihres Gesundheitsverständnisses. Die

## Nach der Wahl- niederlage begann der ethische Harakiri

Krankenversicherung, die ohnehin nur einen geringen Teil der Bevölkerung abdeckte, wurde abgeschafft und durch ein „Einheitliches Nationales Gesundheitssystem“ ersetzt, das allen das „Recht auf Gesundheit“ gewähren sollte.

Damit wurde Nicaragua von der WHO zum Modell-Land erklärt. Welch ein Aufbruch für Ziele, für die medico noch heute streitet!

Dank der enormen Solidarität in der Bundesrepublik konnte medico einen wichtigen Beitrag im Gesundheitsbereich leisten. Unter anderem den Aufbau der kompletten Gesundheitsinfrastruktur in der ärmsten Region des Landes, der Provinz Rio San Juan. Die Gesundheitsinfrastruktur existiert nach wie vor und hat sich weiterentwickelt.\*

Sehr schnell wurde Nicaragua aber eine neue Front aufgezwungen: die Verteidigung gegen die militärische Aggression der Reagan-Administration, inszeniert über die „Contra“, die Konterrevolution. Erneut wurde Gewalt zu einem prägenden gesellschaftlichen Faktor, die militärische Gewalt und die Gewalt der wirtschaftlichen Boykottmaßnahmen. Über 30.000 Menschen starben im Krieg gegen die Contra, die ohnehin schwache Volkswirtschaft wurde stranguliert. Kriegsmüdigkeit und Mangelwirtschaft sind die meistgenannten Ursachen dafür,

dass die sandinistische Befreiungsfront die Wahlen 1990 verlor. Doch bereits in den 80er-Jahren verschwand die Idee der Basisdemokratie zusehends hinter einer pseudolinken Phraseologie. Aus einer im Entstehen begriffenen Selbstverwaltungskultur wurde eine von oben angeordnete Planung. Nach der Niederlage der Sandinisten 1990 folgten 17 Jahre neoliberaler Regierungen. Einer der traurigen Höhepunkte dieser Zeit: die Unterschlagung von Hilfgeldern in Millionenhöhe während des Hurrikan Mitch 1998 durch den damaligen Regierungschef Arnoldo Alemán. Nicaragua entwickelte sich im entfesselten Neoliberalismus zu einem Paradies für Selbstbereicherung durch Eliten des Landes. Juristisch belangt wurde dafür so gut wie niemand. Möglich war das auch, weil 1998 der damalige liberale Präsident Alemán mit dem Sandinisten-Führer Ortega ein Stillhalteabkommen schloss, um die eigene Strafverfolgung zu verhindern und die politische Landschaft Nicaraguas zu kontrollieren. Der Pakt wurde erst kürzlich wieder erneuert, um hinsichtlich der nächsten Wahlen 2011 die unliebsame Konkurrenz in beiden Lagern auszuschalten.

Wer diese unschönen Details nicaraguanischer Politik, die abseits des großen Weltgeschehens wie eine Provinzposse verläuft, nicht verfolgt, konnte Ende 2008 nach dem Sieg der FSLN bei den letzten Präsidentschaftswahlen noch Hoffnungen hegen. Die zweijährige Praxis der Ortega-Regierung hat diese Erwartungen nicht bestätigt, wenngleich der kostenfreie Zugang zu Gesundheit und Erziehung, sowie verschiedene Sozialprogramme eingeführt wurden und eine erneute Alphabetisierungskampagne begonnen wurde. Doch es kommt keine neue Begeisterung auf. Die Revolutionsrhetorik der Sandinisten kann nicht dar-

\* Siehe dazu auch den medico-Film „Gesundheit ist Revolution – Gesundheit ist Wohlstand“ mit Walter Schütz, der auch eine Reise in diese Region unternimmt. Zu bestellen unter [www.medico.de](http://www.medico.de)

über hinwegtäuschen, dass Nicaragua autoritär regiert wird.

Wie lässt sich der autoritäre Führungsstil erklären, was ist aus Daniel Ortega, der FSLN, dem Sandinismus, der emanzipatorischen Erfahrung geworden? Die meisten Analysen beginnen mit der Wahlniederlage der FSLN bei den Präsidentschaftswahlen von 1990. Ihr folgte die „Piñata“ (eigentlich eine mit Süßigkeiten gefüllte Pappmaché-Puppe, auf die die Kinder so lange einschlagen, bis die Leckereien herausfallen). Gemeint ist damit die Aneignung von Staatsbesitz durch die sandinistische Partei und viele ihrer Funktionäre. López Vigil, Schriftstellerin und Chefredakteurin von *Envío*, der renommierten Monatszeitschrift der Jesuitenuniversität UCA, nannte das einen „ethischen Harakiri“ der FSLN.

Man sollte mit den Erklärungsversuchen früher beginnen. Die sandinistische Befreiungsbewegung hatte vor 1979 jahrelang im Untergrund agiert. Sie war, wie andere Bewegungen der Nationalen Befreiung auch, notwendigerweise eine politisch-militärische Kaderorganisation, keine basisdemokratische Vereinigung, somit im Kern autoritär strukturiert. Der von außen aufgezwungene Contra-Krieg stärkte diese Logik rasch wieder und verankerte sie auch bei vielen, die nicht unmittelbar am Befreiungskampf beteiligt waren. Hinzu kommt, dass die nicaraguanische Gesellschaft selbst über Jahrhunderte extrem autoritär geprägt war: Patri-

archale Strukturen, semifeudalistische Systeme, die konservativen und liberalen Caudillos, externe Interventionen und eine über die Maßen einflussreiche Kirche hatten eine autoritäre Gesellschaft in Zement gegossen, noch dazu unter Berufung auf göttliche Vorsehung. Unter dem wachsenden Einfluss der USA wandelte sich das in eine Form von „resignierendem Pragmatismus“, der, so der nicara-



guanische Soziologe Pérez Baltodano, nichts anderes sei als die säkularisierte Form der Vorsehung. Politik und Wirtschaft, aber auch Familie und Erziehung haben dies bis heute perpetuiert.

Das revolutionäre Intermezzo hat gewiss viel bewegt. Eine gesamte Gesellschaft in „neue Menschen“ zu transformieren war Teil des utopischen Gedankens, der der nicaraguanischen Revolution so viel Zuspruch verschaffte. 10 Jahre waren jedoch eine viel zu kurze Zeit, um eine derartige Veränderung zu bewirken. Es gibt viele Menschen, für die

der Widerstand gegen die Somoza-Diktatur, der Sieg der Revolution und die anschließenden Prozesse zugunsten der Armen und Ausgeschlossenen prägend waren. Sie nahmen die Ankündigung der Sandinisten nach den verlorenen Wahlen 1990 ernst: man werde ab jetzt von unten regieren. Mit ihnen solidarisierte sich medico. Sie bemühten sich, emanzipatorische Prozesse zu befördern, obwohl die große revolutionäre „Klammer“ fehlte.

Vertreterinnen der Frauenbewegung gehörten zu den Ersten, die bereits gegen Ende der 80er-Jahre erkannten,

### **Der Erfolg von El Tanque: Die Landbesetzer waren gestandene Bauernführer**

dass sich ihre „Selbstbefreiung“ ohne eine „Befreiung“ von Regierung und Partei nicht ereignen würde. Nach 1990 waren

einige von ihnen unsere Partnerinnen in ihrem Kampf um autonome Räume, etwa Frauen- und Geburtshäuser, auch in entlegenen Regionen. Es ging ihnen um konkrete, praktische Angebote für Frauen, angesichts des Abbaus und der Privatisierung der zuvor freien öffentlichen Gesundheitsversorgung, aber auch darum, am politischen Prinzip eines umfassenden Rechts auf Gesundheit festzuhalten. Die in sich vielfältige Frauenbewegung spielt bis heute eine zentrale Rolle in den Bemühungen um Emanzipation. Dabei sieht sie sich gleichermaßen Angriffen durch neoliberale Politiken wie von der Ortega-Regierung ausgesetzt. So reagierten die sandinistische Partei und Regierung mit extremer Härte auf den Widerstand der Frauenbewegung gegen das jüngste Verbot der therapeutischen Schwangerschaftsunterbrechung.

Der Hurrikan Mitch im Jahr 1998 war eine neue Zäsur. Medico unternahm gemeinsam mit den Betroffenen des Erdbebens am Vulkan Casitas den Versuch, einen ganzheitlichen Gesundheitsansatz zu realisieren. In El Tanque entstand mit unserer Unterstützung ein Dorf komplett neu. Dieser Versuch gelang, weil die Initiative von den Menschen selber ausging. Statt fatalistisch auf milde Gaben zu warten, besetzten sie eine Finca und suchten aktiv um Unterstützung. Medico sagte zu.

Der Erfolg von El Tanque beruhte nicht zuletzt darauf, dass viele von ihnen gestandene Bauernführer waren, die im Widerstand gegen Somoza groß geworden waren und ihre Parzellen im Rahmen der sandinistischen Agrarreform erhalten hatten.

Die ehemalige Gesundheitsministerin und medico-Partnerin, Dora María Tellez, sagte vor einigen Jahren in einem Interview: „Ich glaube nicht, dass die Revolution verloren ging. Sie war erfolgreich. Je mehr Zeit vergeht, desto überzeugter bin ich davon. In den Köpfen der Nicaraguaner wurde verankert, dass sie Rechte haben: Menschenrechte, politische und soziale Rechte.“ Das zeichnet Nicaragua auch weiterhin aus und macht einen deutlichen Unterschied zur Situation in anderen Ländern Mittelamerikas. Die Solidaritätsarbeit von medico kann an diese Erfahrung anknüpfen. Denn Befreiung und Emanzipation sind in Nicaragua nach wie vor für viele Menschen gültige Werte und Kriterien von Identität und Zugehörigkeit. Gleichwohl sind viele von ihnen auch Überlebende. Unzählige ihrer Mitstreiter und Wegbegleiterinnen fanden bei der Verteidigung dieses politischen Projektes den Tod. Auch wenn die Revolution selbst „gestorben“ ist, im Kleinen existiert sie vielerorts weiter. ■



## Herzoperation mit Machete

Lehren aus der Geschichte berücksichtigen –  
ein Programm zur Qualifizierung nicaraguanischer  
Aktivisten

**D**ie 22jährige Kenia Roca spielt Nicaragua. Jemand anderes stellt Daniel Ortega dar, drei weitere die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. In diesem Rollenspiel geht es um die Position der einzelnen Elemente zu den anderen und ihre Verbindung miteinander. Die anderen Workshopteilnehmerinnen und -teilnehmer analysieren die Konstellation. „Die Zukunft war ein Mann, der möglichst weit weg von der Vergangenheit und der Gegenwart stehen wollte, aber er verstand nicht, dass er ein Teil von beiden und mit ihnen verbunden ist“, sagt Maria, eine der Beteiligten.

Um die eigene Geschichte ver-

stehen und verarbeiten zu können, müsse man auch die Geschichte des Landes analysieren. So sieht das Marta Cabrera, Leiterin des ökumenischen Centro Antonio Valdivieso (CAV), das dieses „psychosoziale Fortbildungsprogramm zum sozialen Wandel“ in verschiedenen Regionen Nicaraguas anbietet. Zu den Teilnehmerinnen und Teilnehmern zählen vor allem junge Frauen wie Kenia Roca, die ehrenamtlich in einer Jugendorganisation auf der Insel Ometepe arbeitet und in diesem Lehrgang dazu befähigt werden soll, Strukturen der Selbstorganisation aufzubauen und strategische Bündnisse zu entwickeln. Dadurch versucht das CAV,

lokale Basisorganisationen, die den sozialen Wandel anstreben, mit ihrem politischen Konzept der Organisationsentwicklung zu unterstützen und Multiplikatoren für eine soziale Transformation auszubilden.

### **Workshops ohne Wirkung**

Der in mehrere Workshops gegliederte einjährige Diplomlehrgang ist das Ergebnis der in über einer Dekade gesammelten Erfahrungen in psychosozialer Arbeit des CAV. 1979 gegründet, um den sandinistischen Revolutionsprozess aus christlicher Perspektive solidarisch zu begleiten, musste sich das CAV in den 90er-Jahren nach der Niederlage der Sandinisten inhaltlich neu orientieren und begann 1997 mit seiner psychosozialen Arbeit. Ausgangspunkt hierzu war die Beobachtung, dass die Fülle kommunaler Workshops und lokaler Entwicklungsprojekte zu Themen wie Mitbestimmung, Geschlechterfragen oder ökologischer Nachhaltigkeit in Nicaragua kaum positive Wirkung zeigte. Nach einer Vielzahl von Untersuchungen kamen sie zu dem Schluss, Nicaragua sei durch die vielen gesellschaftlichen Umbrüche, Armut und Naturkatastrophen der letzten Jahrzehnte ein vielfach beschädigtes Land – „un país multiduelo“ (ein Land mit vielen Schmerzen).

Das CAV beschloss, einen mehrdimensionalen Ansatz zu wählen. „Wir wollten Themen auf den Tisch bringen, die niemand bearbeitete: das Subjektive, das Psychologische, das Spirituelle.“ Ausgehend von der Komplexität der Lebenswirklichkeiten und in Anerkennung der Vielschichtigkeit der Erfahrungen, die insbesondere durch die Revolution und ihre Niederlage geprägt sind, wird deutlich, dass eine Intervention ge-

nau diese diversen Bedürfnisse, Interessen und Erfahrungen berücksichtigen muss. Psychosoziale Arbeit, die in einem ganzheitlichen Entwicklungskonzept eingebettet ist, stellt die einzelnen Personen ins Zentrum ihres Ansatzes. Entwicklung wird vom CAV also nicht mit Wirtschaftswachstum gleichgesetzt und die Gesellschaft nicht als von den Individuen unabhängiges Subjekt betrachtet.

Über Lehrstühle und Seminare an Universitäten sowie gemeinsame Diskussionsveranstaltungen mit Dozent/innen soll auch Einfluss auf die noch sehr in ökonomistischen Entwicklungstheorien verhaftete Hochschullandschaft genommen werden. Vor allem in den Geistes- und Sozialwissenschaften sollte mehr Bereitschaft zur Reflexion und Offenheit gegenüber alternativen Entwicklungsansätzen entstehen.

Auch die institutionellen Strukturen sind im Kontext der Revolution und ihres Scheiterns zu betrachten, um das Misstrauen gegen neue Organisationen, die für sozialen Wandel einstehen, begreifen zu können. „In Nicaragua wollen viele Organisationen eine Herzoperation mit der Machete durchführen“, sagt Marta Cabrera. „Sie wollen die Welt verändern, während sich innerhalb der Organisationen ein veralteter Führungsstil reproduziert, der jede Änderung unmöglich macht. Daniel Ortega und Arnoldo Alemán sind nicht die einzigen Caudillos dieses Landes, es gibt sie in den Organisationen, NGOs, in allen Sektoren unserer Gesellschaft.“ Es sei daher wichtig, die Konsequenzen der Revolution sowie den durch Globalisierungsprozesse beschleunigten sozialen Wandel der letzten 20 Jahre in dem von medico geförderten einjährigen Lehrgang zu berücksichtigen.

Ines Thomssen/Annika Mildner

Palmerita I

## Das schwierigste Projekt

Walter Schütz\* erinnert sich an die Anfänge der Zusammenarbeit mit nicaraguanischen Wanderarbeitern

**D**as Wiederansiedlungsprojekt in La Palmerita, das medico international noch zu meiner aktiven Zeit begonnen hat, gehört wohl zu den schwierigsten, die wir in dreißig Jahren Solidarität mit Nicaragua durchgeführt haben. In Palmerita wollten ursprünglich 160 verarmte Landarbeiterfamilien als Kleinbauern sesshaft werden. Die einstigen Tagelöhner hatten sich in der Kaffeekrise pro-

und ohne landwirtschaftliche Kenntnisse. Vielleicht hatte man gehofft, das „Problem“ werde sich früher oder später von selbst erledigen. Denn die „Jornaleros“ sind flexibel und passen sich normalerweise den widrigen Überlebensbedingungen relativ klaglos an. Doch die Bewohner von Palmerita wollten ihren Traum vom Bauernleben nicht aufgeben, auch wenn sie sich nicht vorgestellt hatten, welche Entbehrungen das für sie bedeuten würde. Sie wandten sich an medico um Unterstützung, weil sie von unserer erfolgreichen Arbeit mit den Bäuerinnen und Bauern von El Tanque gehört hatten. So entstand die Projektförderung in Palmerita.

Warum ist das Geschehen in dem Ort nahe von León so fragil? Der Chefberater für So-

zialangelegenheiten der derzeitigen Ortega-Regierung, Orlando Núñez, mit viel Praxis in der Weiterentwicklung von Kleinbauernkommunen, hätte medico wohl von einem solchen Projekt abgeraten. Er will mit Wanderarbeitern nichts zu tun haben. Für ihn sind das „Lumpen“,

testierend nach Managua begeben und dort Land erhalten. Alle anderen Hilfsversprechungen des damaligen Präsidenten Alemán wurden allerdings nie eingelöst. So saßen die einstigen Plantagenarbeiter auf dem Stück Land in Notunterkünften ohne Geld, ohne Saatgut





Nach Norden. Ein Paar aus Nicaragua wandert in Richtung USA. Foto: Reuters

mangelt. Von klein auf sind die meisten das patriarchalische Verhalten des Kaffeehinca-Besitzers gewohnt, der sie fortwährend gängelt und unselbstständig hält. Der Finca-Besitzer oder sein Verwalter entscheiden über Wohl und Wehe: Wer am nächsten Tag gegen Stücklohn weiterarbeiten darf und wer nicht. Arbeitsrechtliche Regelungen gibt es für Wanderarbeiter nicht. Man kann sein Leben nicht planen und verliert damit auch die Fähigkeit zu planen. Ein willkürliches Arbeitsangebot empfinden viele so als Geschenk oder glücklichen Umstand. Überleben heißt unter diesen Umständen, solche kurzfristigen Momente zu suchen und jede Gelegenheit zu nutzen.

Eine langfristige Strategie, wie das eigene Leben berechenbar und unabhängig von Geschenken oder dem Goodwill Fremder wird, kann man in den Armutsstrukturen Nicaraguas kaum entwickeln. Diese extreme Abhängigkeit von äußeren Umständen führt bei vielen Menschen zu mangelnder

wie er sie abschätzig nennt. Das Dumme ist nur: Unter die Kategorie der „Ärmsten der Armen“ fallen in Nicaragua 25 % der Bevölkerung.

Programme der Armutsbekämpfung dürften gerade sie nicht aussparen. Das aber tun sie, weil das Gelingen der Programme nicht sicher vorhersehbar ist. Das hat mit der ausgeprägten Kultur der Armut zu tun. Von außen betrachtet würde man wohl sagen, dass es den meisten Menschen dieser Gruppe an Selbstbewusstsein

Bindungsfähigkeit. Das trifft auf individuelle Beziehungen genauso zu wie auf das Zusammenleben in Gemeinschaften. Aggressives Verhalten, Gewalt und Kriminalität sind oft die Folge. Ich lernte zu akzeptieren, dass diese Bevölkerungsgruppe aber gerade wegen ihrer Verhaltensmuster bisher überlebt hat.

\* Walter Schütz hat 30 Jahre lang für medico als Projektkoordinator unter anderem in Mittelamerika gearbeitet. Er verbringt seinen wohlverdienten Ruhestand in Nicaragua.

## Zwei Lebenswelten

Armutsbekämpfung ist ein Generationenprojekt. Ein Erfahrungsbericht von Katharina Lange und Dominik Müller

Von Oktober 08 bis Januar 09 haben wir im Rahmen eines ASA-Stipendiums täglich die Gemeinde La Palmerita besucht. Wir nahmen an psychosozialen Workshops der Frauengruppe Movimiento María Elena Cuadra (MEC) teil und nach anfänglichen Kommunikationsproblemen gaben uns einige Palmeriteños Einblicke in ihr Leben. Vor unserem Aufenthalt waren wir uns sehr unsicher, was uns erwarten würde. Wie kann man Handlungsmuster begreifen, die in einem Kontext völlig anderer Lebensbedingungen entstehen?

Um Erklärungen zu finden, die nicht auf Zuschreibungen und eingeübten Urteilen basieren, führten wir acht Interviews, in denen unsere Gesprächspartner ihre Arbeit, ihre aktuellen Sorgen und ihre Zukunftswünsche mitteilten. Im Anschluss daran gaben wir ihnen Einwegkameras, damit sie Motive und Ereignisse ihres Alltags fotografisch festhalten.

Seit sieben Jahren gibt es La Palmerita, und seit drei Jahren fördert medico dort insbesondere die Arbeit von MEC. Unsere Interviewpartner sind zwar stolze Hausbesitzer, aber noch immer gibt es keine Landtitel. Das verunsichert

sie. Als wir die Gespräche führten, hatten die Bauern vier schwierige Anbauzyklen hinter sich und blickten erfolgreich auf eine inzwischen abgeschlossene Alphabetisierungskampagne zurück. Unterschiedlichste interne Konflikte, aber auch gemeinsam erreichte Veränderungen durchlebten sie, und diejenigen, die bleiben wollen, sehen sich vor neuen Aufgaben für ihre Zukunft in La Palmerita.

Diesen Wandel in seinem Leben formulierte Don José Abilio Molina, 56 Jahre alt, so: *„Jetzt sind wir die Besitzer und sind nicht mehr vom ‚Patron‘ abhängig, sondern nur von uns selbst, das ist eine große Sache, die mich mit Freude erfüllt.“* Er denkt nicht wie andere daran, sein Land nach dem Erhalt des Titels zu verkaufen und plant die Erträge in seinem Garten durch die Bewässerung mit elektrischen Pumpen zu vergrößern, sobald es Strom in La Palmerita geben wird.

Yorleniz López Aguilar ist 17 Jahre alt und das jüngste Mitglied im Gemeinderat. Das Amt hat ihr nicht nur Ehre eingebracht. Ihr wurde an den Kopf geworfen, sie sei doch noch grün hinter den Ohren und könne nicht einmal lesen.



Was sie in diesem Gremium zu suchen habe? Die Missachtung, die in diesen Worten steckte, ärgert Yorleniz, die zu dem Lehrerin in der Erwachsenenbildung ist: *„Manchmal hören die Erwachsenen nicht zu, sie beachten und achten uns nicht. Die Frau, die mich beschimpfte, akzeptiert doch im Grunde nicht, dass ich zur Schule gehe und sehr viel lerne.“* Yorleniz möchte trotzdem in Palmerita leben, von dort aus studieren und nicht in der Landwirtschaft arbeiten. Dieser Konflikt zeigt deutlich, dass der Wandel in La Palmerita auch zwischen den Generationen ausgehandelt wird. Für Yorleniz und ihre Altersgenossen ist die Gemeinde inzwischen ganz selbstverständlich zur Heimat geworden. Die Gründergeneration, die sich immer auf das gemeinsame Leid der Anfangsphase bezieht, sieht aber in den Jugendlichen keine legitime Stimme. Obwohl oder gerade weil diese zu vielen neuen Impulsen anregen.

Auch Santiago Hilario Castro Rosario, 18 Jahre alt, gehört zum Gemeinderat. Er sieht seine Zukunft allerdings in der Landwirtschaft, auch wenn er diese Pläne noch mit sehr viel Vorsicht und Unsicherheit vorträgt. Er arbeitete schon als Kind in der Kaffee-Ernte und betrieb nebenbei einen Kräutergarten. Stolz erzählt er von der Petersilie, die er angebaut hat. Auch in Palmerita hat er bereits Gemüse gezogen. Aus Zeitgründen kann er sich jedoch nicht immer um seinen Garten kümmern: Er geht zur Schule und unterrichtet in der Erwachsenenbildung. Seine Eltern unterstützen sein Interesse in die Kooperative einzusteigen und eine Manzana Land zu mieten. *„Ja, die Landwirtschaft gefällt mir sehr. Für das kommende Jahr denke ich – mit Gottes Hilfe – Soja und Sesam zu säen, es mal auszuprobieren. Ein kleiner Anfang, um mal zu sehen, was daraus*

*wird.“* Er möchte Agraringenieur werden, damit könnte er dann seine Eltern und die ganze comunidad in ihrer Entwicklung unterstützen.

Santiago und Yorleniz sind Beispiele dafür, dass der Ausstieg aus dem Teufelskreis der Armut gelingen kann, wenn man in Generationen denkt. Aber ihr Schicksal wirft auch die Frage auf, woher die Anbaufläche für die nächste Generation kommen soll. Denn bei der Landvergabe wurden nur die zu diesem Zeitpunkt Volljährigen erfasst.

Doña Carmenza Sentena, 42 Jahre alt, ist alleinerziehende Mutter, besitzt ein Haus, ist in der Kooperative aktiv und kann mit ihrem Einkommen die Familie ernähren. Ihre Nachbarin ist ebenfalls allein mit ihren kleinen Kindern, weil ihr Ehemann zum Geld verdienen in Costa Rica lebt. Als Zeichen gegenseitiger Solidarität haben sie ihre Grundstücke gemeinsam eingezäunt. Doña Carmenza ist froh um das, was sie erreicht hat: *„Ich bin so stolz, ein eigenes Haus zu besitzen, obwohl ich alleinerziehend bin.“* Und sie erkundigt sich auch gleich bei uns, ob sich ihr Grundstück von den anderen unterscheidet. Ja, ihr großer Küchenraum, den sie selbst aus Lehmziegeln angebaut hat und ihre großen Bäume, die sie mit *„viel Liebe“* hier in *„der Wüste“* gepflegt hat, beeindrucken uns.

Der Stolz auf die Ernte ist eine wichtige Ressource für diejenigen, die in der Kooperative anbauen. Aber die Landwirtschaft muss nicht die einzige Ernährungsquelle in Palmerita bleiben. Don Santos Reyes denkt für seine Familie bereits einen Schritt weiter: *„Unser Leben hat sich hier verändert, wir freuen uns sehr darüber, dass wir ein Dach über dem Kopf haben und jetzt konstruieren wir auch einen Hühnerstall, um die Vögel aus dem Haus zu haben.“* Er und seine

Frau wollen zusätzlich in die Viehwirtschaft einsteigen, um die Ernährung zu verbessern und Nebeneinkünfte zu erwirtschaften. Mit den Tieren, die ihm durch das Regierungsprogramm „hambre cero“ geschenkt wurden, möchte er eine kleine Zucht beginnen und Milchprodukte und Eier verkaufen. *„In den Jahren im Projekt wurde ich reichlich weitergebildet, jetzt kann ich kalkulieren und ich weiß, dass es möglich ist!“*

Planungsfähigkeit ist auch nach drei Jahren in La Palmerita noch nicht in allen Familien vorhanden, oft wird nach dem schnellen Geld oder dem kurzfristigen Vorteil geschaut. Aber die meisten Familien, die hier auch für ihre Kinder

eine Zukunft sehen, erkennen inzwischen den Wert der Gemeinschaftsarbeit.

Wir haben die Interviews mit den Aktivisten der Gemeinde geführt. Zu anderen Bewohnerinnen und Bewohnern fiel es uns sehr schwer Kontakt aufzunehmen. Viele sind auf der Suche nach Überlebenschancen in der ganzen Region und in Costa Rica unterwegs. Eine Vertrauensbasis mit ihnen ist in der kurzen Zeit nicht herzustellen. Vor allem in den Gesprächen mit den Jugendlichen gelang uns ein Dialog „auf Augenhöhe“, denn obwohl unsere Lebensrealitäten grundverschieden sind, hatten wir mit den jungen Leuten Palmeritas die Frage nach unserer Zukunft gemeinsam. ■

## Der eigene Blick

### Palmeriteños unterwegs mit Einwegkameras

Katharina Lange und Dominik Müller waren als Stipendiaten in Palmerita und übergaben ihren Interviewpartnern Einwegkameras. Jeder fotografierte die Dinge, die ihm wichtig waren. Die verschommenen Bilder liefern mehr, als man auf den ersten Blick vermuten kann.



Yorleniz hat eine Unterrichtsstunde mit ihrer derzeit einzigen Schülerin aufgenommen. Diese liest ihr gerade etwas von der Tafel vor.



Eine der beiden Töchter von Santos Reyes fotografiert ihre Familie nach getaner Arbeit beim Mittagessen im

Schatten des neuen Hühnerstalls. Das blaue Stoffband im Vordergrund diente als Maßeinheit für die gesamte Konstruktion.



Hier nagt Santiagos Hasenpärchen an den Bohnen, leider stellte sich heraus, dass es zwei Männchen sind, also will er für ein weiteres

Tier sparen. Vor dem Haus gedeiht Basilikum, den er zum Verkauf anbaut. Auf anderen Bildern sieht man „einen meiner 35 Papayabäume“, oder „sechs von 35 Bananen-Jungpflanzen“.



Doña Carmenza hatte die Kamera während der Erntephase immer in der Tasche und hat ihre Felder dokumentiert.

Hier sehen wir ihr Hirsefeld kurz vor der Ernte.

## Krieg und Medizin

Ausstellung im Deutschen Hygiene-Museum Dresden

**W**ährend neuartige Waffensysteme den Soldaten die furchtbarsten Verletzungen zufügen, versucht die Medizin parallel dazu mit wirkungsvolleren Behandlungsmethoden Schritt zu halten. Zugleich musste sie ihr Handlungsfeld immer stärker auf die Zivilbevölkerung ausweiten, die heute zunehmend direkt oder indirekt von den Kampfhandlungen betroffen ist.

In welchen ethischen Zwängen steht eine Medizin, die Leben rettet und Leiden lindert und die zugleich zu einem maßgeblichen Bestandteil des militärischen Handelns geworden ist? Diesem beklemmenden moralischen Dilemma nähert sich die Ausstellung „Krieg und

Medizin“ noch bis 9.8.2009 im Deutschen Hygiene-Museum Dresden aus kulturwissenschaftlicher und medizinhistorischer Perspektive.

medico international beteiligt sich an der Ausstellung mit eigenen Exponaten, darunter der Friedensnobelpreis und das Projekt „One Step Beyond“ von Lukas Einsele, das medico seit 2001 begleitet. Auch der Minenteppich von Peter Zizka kann geräumt werden. Auf der begleitenden Veranstaltung „Neue Kriege – Neue Waffen – Neue Hilfskonzepte“ beschrieb medico-Geschäftsführer Thomas Gebauer den Schutz von Menschen in den Kriegen von morgen. ■

## Zoll-Kontrolle

Proteste gegen Beschlagnahme von Generika am Frankfurter Flughafen

**M**it der überzogenen Auslegung einer EU-Verordnung behindert der Zoll am Frankfurter Flughafen den Transport lebensnotwendiger Generika-Medikamente in Entwicklungsländer. Im Mai 2009 wurde eine Ladung des Antibiotikums „Amoxicillin“ mehr als drei Wochen festgehalten. Das Medikament aus indischer Produktion war für die Republik Vanuatu (Pazifik) bestimmt und lediglich

auf dem Transit durch Frankfurt. Als Begründung wurde der Verdacht einer Markenrechtsverletzung angeführt. Erst als der Pharmakonzern GlaxoSmithKline (GSK) als Inhaberin der Marke „Amoxil“ den Zollbehörden mitteilte, dass sie keine Verletzung ihrer Rechte sehen, wurde der Weitertransport erlaubt.

„Amoxicillin“ ist lediglich ein internationaler Freiname und wird auch

von vielen deutschen Generikaherstellern zur Bezeichnung ihrer Medikamente benutzt.

Das Vorgehen des Frankfurter Zolls ist der neueste Fall in einer Reihe von Vorfällen, die verdeutlichen, wie verschärfte EU-Verordnungen zum „Schutz geistigen Eigentums“ die Konkurrenz der großen Pharmakonzerne behindern und die Versorgung von Entwicklungsländern mit Medikamenten hemmen. Im Jahr 2008 gab es allein in den Niederlanden 17 Fälle, bei denen die Medikamente

manchmal sogar mehrere Monate festgesetzt wurden. Als Teil des globalen pharmakritischen Netzwerks „Health Action International“ beteiligte sich medico an der Aufklärung der Hintergründe und Veröffentlichung der Medikamenten-Beschlagnahme in Frankfurt. Durch kritische Beobachtung und Öffentlichkeitsarbeit soll auch in Zukunft verhindert werden, dass die zeitnahe Versorgung von Entwicklungsländern mit Medikamenten durch EU-Verordnungen und Zollbehörden blockiert wird. ■

## Fragmente von Palästina

Das Freedom Theatre kommt im Herbst nach Deutschland

Vom 17. September bis Ende Oktober kommt eine Gruppe junger Schauspielerinnen und Schauspieler des palästinensischen medico-Partners Freedom Theatre aus Jenin nach Deutschland (siehe dazu medico-rundschreiben 4/08). Gezeigt werden Szenen aus dem Lebensalltag der Palästinenser in der besetzten Westbank. Nach der Aufführung besteht die Möglichkeit, mit Theaterleiter Juliano Mer-Khamis und den Schauspielern zu sprechen.

Mer-Khamis hatte das Theater vor drei Jahren gegründet mit der Idee, dass eine solche Arbeit helfen könnte, die Kinder und Jugendlichen von „den Narben der Besatzung und der patriarchalen Zwänge der palästinensischen Gesellschaft zu befreien“. Wie schwierig das ist, kann man im medico-Blog „Zeichen paradoxer Hoffnung“ nachlesen, in dem der deutsche Schauspieler Stephan Wolf-



Schönburg von seinen dreimonatigen Erfahrungen als Lehrer in Jenin berichtet (siehe: [www.medico.de](http://www.medico.de)). Auch die genauen Termine und Orte der Theater-Tournee können Sie auf der medico-Website erfahren. Fest steht, dass die Gruppe am 17. September in der Naxos-Halle in Frankfurt am Main auftreten wird und am 6.10. in Heidelberg. Auch in Berlin sind Ende Oktober Auftritte geplant. ■

**Liebe Leserinnen und Leser**, wir können Ihnen hier nur eine Auswahl unserer jüngsten Veröffentlichungen präsentieren, eine Gesamtübersicht können Sie bei uns anfordern oder finden Sie auf unserer Homepage. Zum Nachlesen und Weiterverteilen, für die Bildungsarbeit, zum Auslegen im Laden nebenan. Für Nachfragen stehen wir Ihnen unter der Tel. (069) 944 38-0 gerne zur Verfügung.

Übrigens: Unsere Materialien schicken wir Ihnen kostenlos, es sei denn, ein Preis ist vermerkt.

# Materialliste

## medico im Überblick



### NEU: Jahresbericht 2008

(36 S.) Projekte, Netzwerke, Aktionen, Kampagnen: der Gesamtüberblick mit Grundsätzen und Finanzbericht.



### Broschüre stiftung medico international

(16 S.) Übersicht über Ziele, Satzung, Struktur und steuerliche Aspekte der stiftung medico international.



### Hilfe im Handgemenge

(Faltblatt) Solidarität heißt Partnerschaft: medico international kurz vorgestellt – mit Projektbeispielen aus Mali, Guatemala, Israel & Palästina, Bangladesh. Auch zum Weiterverteilen.

## medico rundschreiben

### Nummer 04 | 08:

Kommentar zum Zusammenbruch der neoliberalen Ideologie, Global Health Watch, Mittelamerika

### Nummer 01 | 09:

Solidarität in der Krise? Israel/Palästina: Das Ende der Hoffnung? Bangladesh: Die Krise als Chance

## Materialien zu medico-Kampagnen

Vielfältige Materialien zu unseren aktuellen Kampagnen finden Sie auf [www.medico.de](http://www.medico.de): u.a. Filme, CD-ROMs, Unterschriftenlisten. Interessiert? Dann rufen Sie uns an unter Tel. 069-944 38-0.



### Die Saat des Krieges

Landminen: Kampagne & Projekte

(8 S., Zeitung) Mit Texten zu Streumunition und vielen Aktionsangeboten zum 10-jährigen Jubiläum der Verleihung des Friedensnobelpreises.

## medico-report



### medico-report 27

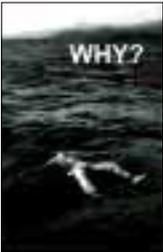
**Patienten, Patente und Profite**  
Globale Gesundheit und geistiges Eigentum

(152 S.) Internationale Experten hinterfragen das bestehende weltweite Patentsystem und präsentieren innovative Ideen für eine alternative Medikamentenpolitik, die Menschenleben rettet und Kranken den Zugang zu einer elementaren Versorgung sichert. 12 €.



### Migration und Flüchtlingsschutz im Zeichen der Globalisierung

(24 S.) Positionspapier von Pro Asyl und medico international zu Ursachen von Migration und Flucht, Kritik an der EU-Migrationspolitik sowie Forderungen für eine humane Flüchtlings- und Migrationspolitik.



### WHY? – Jahr für Jahr sterben Flüchtlinge an den Außengrenzen Europas (Plakat, DIN A1)

Das Plakat WHY? können Sie kostenlos bei uns bestellen. Damit es unverseht bei Ihnen ankommt, verschicken wir es in einer Plakatrolle. Weil dadurch die Versandkosten sehr hoch sind (7,40 €), würden wir uns über eine Spende freuen. Spendenstichwort: **Migration**.

## Aus den Projekten



### Hilfe für die Menschen in Gaza

Spendenaufwurf mit Infos zur Arbeit in Gaza inkl. Überweisungsträger



### Hilfe zur Selbsthilfe

Gesundheitskämpfe in Bangladesh und die Millenniums-Entwicklungsziele

(Faltblatt) Der medico-Projektpartner Gonoshastaya

Kendra berichtet, wie die Millenniums-Entwicklungsziele auf lokaler Ebene verwirklicht werden können. Für Jugendliche gut geeignet. Kann gerne in größeren Auflagen bestellt werden.

# Bestellcoupon

## Ich bestelle:

- Jahresbericht 2008
- Broschüre: stiftung medico international
- Faltblatt: Hilfe im Handgemeinge
- medico rundschriften 04 | 08
- medico rundschriften 01 | 09
- Zeitung: Die Saat des Krieges
- medico-report 27 – 12 €
- Broschüre: Migration und Flüchtlingsschutz
- DIN A1-Plakat: WHY?
- Faltblatt: Hilfe für die Menschen in Gaza
- Faltblatt: Hilfe zur Selbsthilfe

Name: \_\_\_\_\_

Straße: \_\_\_\_\_

Ort: \_\_\_\_\_

Meine Spendennummer: \_\_\_\_\_

## Ich möchte:

- kostenlose Materialien bestellen
- ggn. Rechnung (zzgl. 2 € Versand) bezahlen
- dass der Rechnungsbetrag einmalig für diese Bestellung von meinem Bankkonto abgebucht wird.

Kontonummer: \_\_\_\_\_

Bank: \_\_\_\_\_

Bankleitzahl: \_\_\_\_\_

Datum: \_\_\_\_\_

Unterschrift: \_\_\_\_\_

## Bitte einsenden an:

medico international  
Burgstraße 106  
D-60389 Frankfurt am Main

## oder faxen an:

(069) 43 60 02

# Hinweise 02 | 2009

## Spendeninformation

**Adressänderung** Bitte geben Sie bei Änderungen Ihrer Anschrift auch Ihre alte Adresse und/oder die Spendennummer an. So ermöglichen Sie es uns, Sie zu „finden“, und helfen zugleich mit, Verwaltungskosten zu sparen.

**Einmalige Spende** Für Spenden ab 50 € schicken wir Ihnen eine Spendenbescheinigung zu. Für alle Spenden unter diesem Betrag empfehlen wir Ihnen, Ihrem Finanzamt eine Kopie Ihres Kontoauszugs zusammen mit einem Abriss eines medico-Überweisungsformulars einzureichen. Auf der Rückseite des Abrisses befinden sich Informationen zum Freistellungsbescheid. Selbstverständlich stellen wir Ihnen auch für Spenden unter 50 € auf Anfrage eine Spendenbescheinigung aus. Wenn Sie mehr als einmal im Jahr spenden, schicken wir Ihnen keine Einzelquittung, sondern gerne zu Beginn des Folgejahres eine Jahresspendenbescheinigung zu.

**Fördermitgliedschaft** Die Fördermitgliedschaft bei medico sieht keine Projektbindung vor. Vielmehr unterstützen Sie damit unsere gesamte Projekt- und unsere unabhängige Öffentlichkeitsarbeit. Die regelmäßigen Beiträge unserer Fördermitglieder ermöglichen es uns, langfristige und verbindliche Projektkooperationen einzugehen, aber auch

flexibel zu reagieren, wenn akute Hilfe notwendig ist. Der jährliche Förderbeitrag liegt bei mind. 120 €. Das wäre z.B. der relativ kleine Betrag von 10 € monatlich. Für Leute mit wenig Geld (Auszubildende, Erwerbslose, Studierende) beträgt der jährliche Förderbeitrag 60 €. Für alle regelmäßigen Spenden (Fördermitgliedsbeiträge, Einzugsermächtigungen und Daueraufträge) schicken wir Ihnen jeweils im Januar des darauffolgenden Jahres eine Sammelbestätigung zu, auf der alle Spenden des Jahres aufgeführt sind.

### Spendenquittungstelefon:

Tel. (069) 944 38-11, Fax: (069) 944 38-15 oder E-Mail: [info@medico.de](mailto:info@medico.de)

### Bankverbindung:

medico international, Spendenkonto 1800, Frankfurter Sparkasse, BLZ 500 502 01

**Vielen Dank, dass Sie unsere Arbeit mit einer Spende unterstützen! medico international ist gemeinnützig und Ihre Spende ist steuerlich absetzbar.**

## Impressum

Herausgeber:  
medico international  
Burgstraße 106  
D-60389 Frankfurt am Main

Tel. (069) 944 38-0  
Fax (069) 43 60 02

E-Mail: [info@medico.de](mailto:info@medico.de)  
Internet: [www.medico.de](http://www.medico.de)

Spendenkonto: 1800  
Frankfurter Sparkasse  
BLZ 500 502 01

Redaktion:  
Katja Maurer (verantwortl.),  
Thomas Gebauer, Martin Glasenapp

Lektorat:  
Reinhard Arendt

Gestaltung:  
Andrea Schuldt



# Maximale Transparenz

## Neuer Jahresbericht erschienen

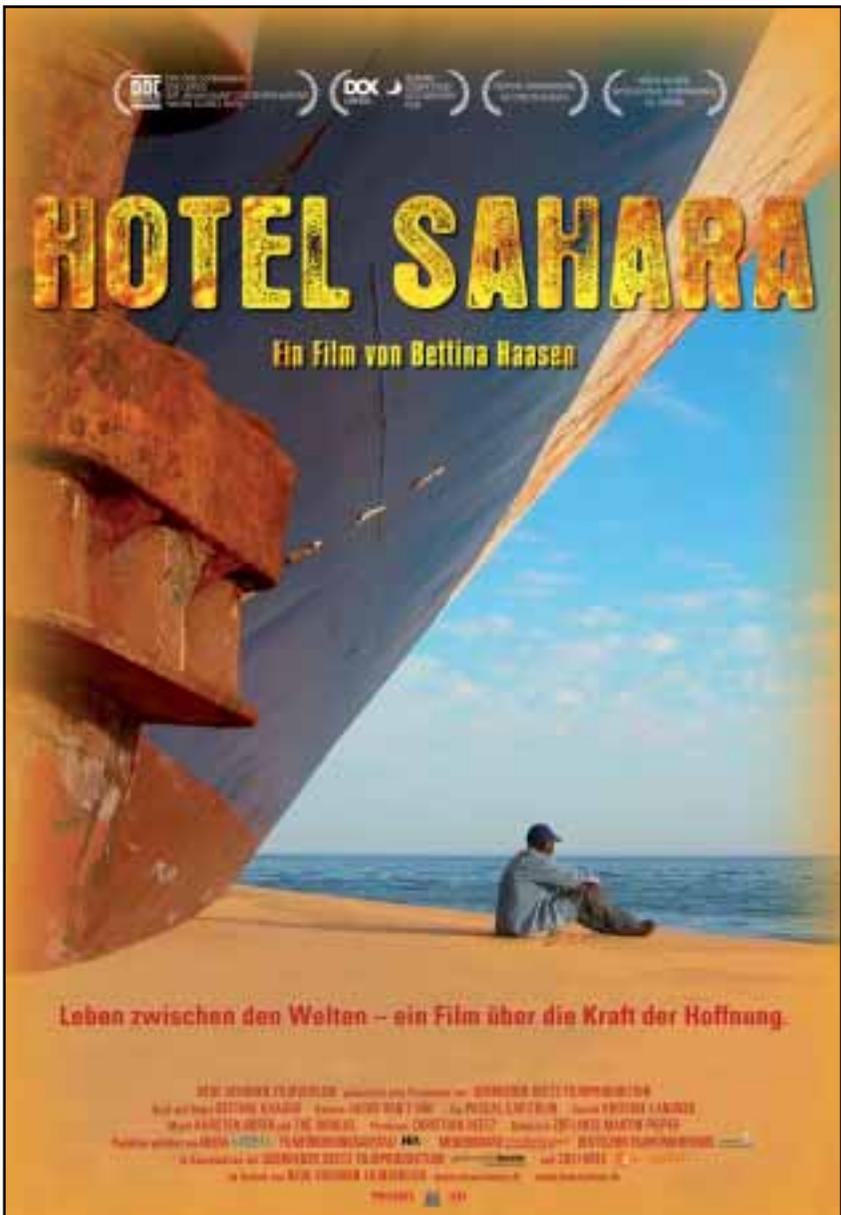
Trotz Rezession sind die Spendeinnahmen und die Anzahl der Fördermitglieder im letzten Jahr erneut gestiegen. Es gelang eine Spendensteigerung um 7,7% auf fast 2,4 Millionen Euro. Viele medico-Spender wollten gerade in Zeiten der Krise ein Zeichen ihrer Solidarität mit den Menschen im globalen Süden setzen, die die Krise am wenigsten zu verantworten haben, aber nun für ihre Folgen aufkommen sollen.

Die Krise zeigt aber auch die Notwendigkeit, selbst auf ein Höchstmaß an Unabhängigkeit zu achten. Wie lange sich noch emanzipatorische Projekte über öffentliche Zuschüsse finanzieren lassen, ist ungewiss.

medico realisierte im vergangenen Jahr 61 Projekte in 20 Ländern. Der Jahresetat betrug 2008 insgesamt etwas mehr als 10 Millionen Euro. Die Aufwendungen für Werbung und Verwaltung lagen bei 8,23% der Gesamtausgaben und sind damit laut den Kriterien des DZI-Spendensiegels als „niedrig“ einzustufen.

Einen vertieften Einblick in Mittelverwendung, Finanzentwicklung und die Organisationsstruktur von medico international bietet der neue Jahresbericht 2008, den Sie kostenlos bestellen oder auf [www.medico.de](http://www.medico.de) nachlesen können.





**HOTEL SAHARA**

Nouadhibou (Mauretania) – Migranten warten an der afrikanischen Küste auf die Bootspassage in Richtung Kanarische Inseln. Ein Film über die Hoffnungen und Wünsche an einem Grenzort zwischen Dritter und Erster Welt. Gefördert von medico international. **Kinostart: 6. August. Trailer und Hintergrundinfos unter [www.medico.de](http://www.medico.de)**



medico international